

SF-TIMES

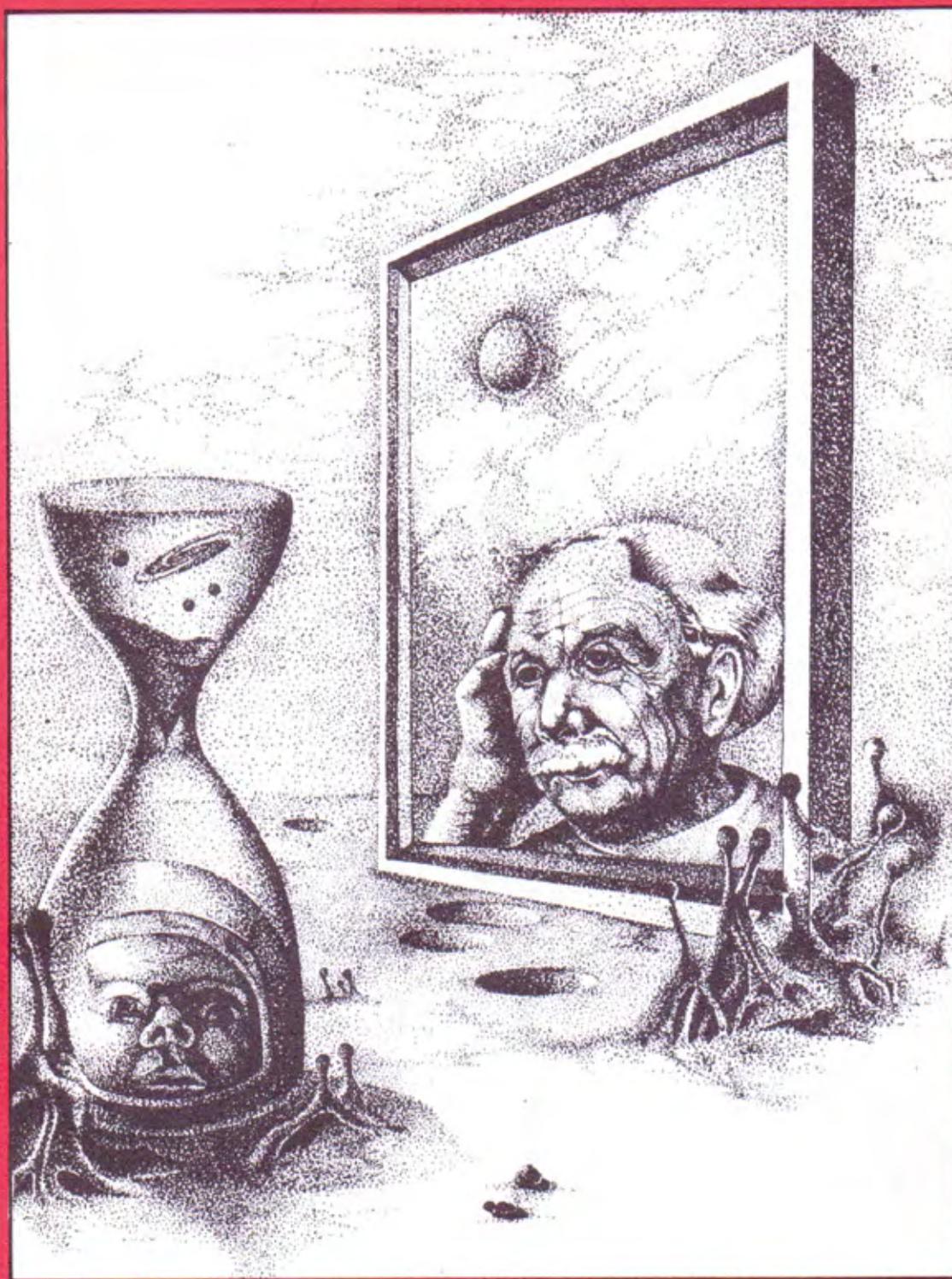
SCIENCE FICTION MAGAZIN

April/Mai
Juni 1979

146

21. Jahr
Nr. 1/79

DM 4,-/ÖS 35,-



Interview mit Philip K. Dick

WENSKES HIRNLAICH IST DA!

Nach AHASVERUS und GESICHTE DES ATHANASIIUS PERNATH entstand in Zusammenarbeit der Edition der Phantasten, Hanau und dem Verlag Abi Melzer, Dreieich der dritte Bildband von Helmut Wenske. HIRNLAICH enthält auf 64 großformatigen, drucklackierten Seiten (Hochformat 28x21 cm) über 40 teils ganzseitige farbige und einfarbige Reproduktionen der wichtigsten Bilder aus den Jahren 1970 - 1978. HIRNLAICH wurde von Helmut Wenske zusammengestellt und ausgestattet und von Rüdiger Maria Kampmann mit einem einführenden Essay versehen.

Die Melzer-Ausgabe von HIRNLAICH erscheint im Frühjahr 1979 für den Buchhandel.

Die bereits veröffentlichte Editionsausgabe ist in drei Ausführungen lieferbar:

HIRNLAICH-Editionsausgabe A

417 unnummerierte Exemplare Paperback mit dem von Helmut Wenske entworfenen Originalcover in Farbe (siehe Abbildung). Jedem Band liegt ein dem Covermotiv entsprechendes farbiges Ausstellungsplakat

„Helmut Wenske - Intrapsychische Malerei“ (Poster W 20) zweifach gefaltet bei. Bildband mit Ausstellungsplakat
zusammen DM 29,80

HIRNLAICH-Editionsausgabe B

50 nummerierte, handsignierte Exemplare in Leinen gebunden mit eingepprägter Signatur. Leinenband mit zweifach gefaltetem Ausstellungsplakat und einem von Helmut Wenske für die Vorzugsausgaben herausgegebenen Faltblatt „EINDRÜCKE - ANSICHTEN - AUSSERUNGEN“ (Auszüge aus Kritiken, Besprechungen und Rezensionen, Handschriften in Faksimile, Fotos und einer Bildhommage).

zusammen DM 50,-

HIRNLAICH-Editionsausgabe C

33 nummerierte, handsignierte Exemplare in Oasen-Ziegenleder gebunden mit eingepprägter Signatur. Lederband mit Ausstellungsplakat, Faltblatt und einem Foto
zusammen DM 350,-

Nach Verkauf der limitierten Editionsausgaben ist nur noch die Melzer-Ausgabe lieferbar!

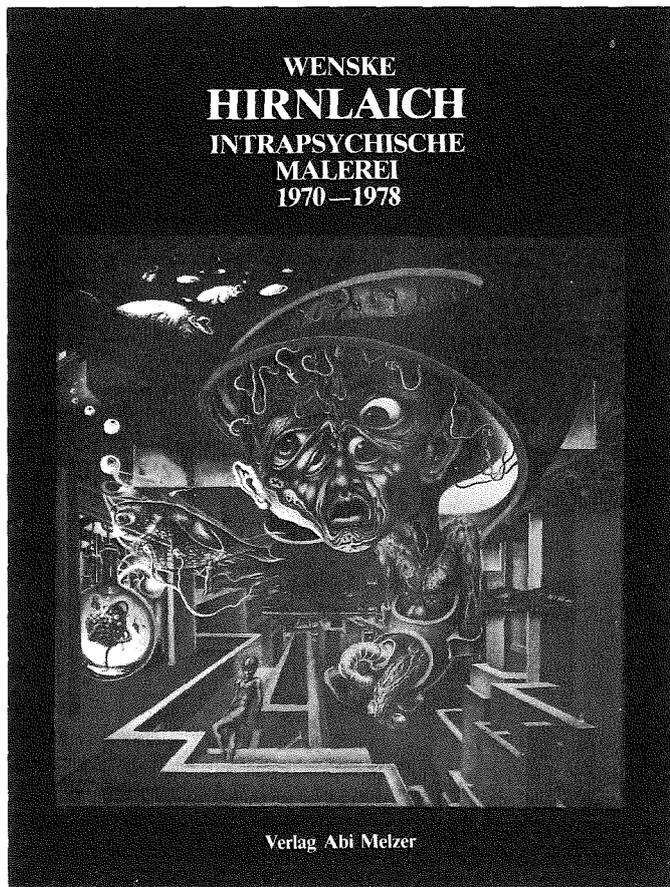


Abbildung: Verlagsausgabe
Glanzkaschierter Pappband in Farbe (ohne Beilagen)
Isbn-Nr. 3-8201-0033-4
VVA-Nr. 234-00033
Erscheinen: Frühjahr 1979 **DM 29,80**

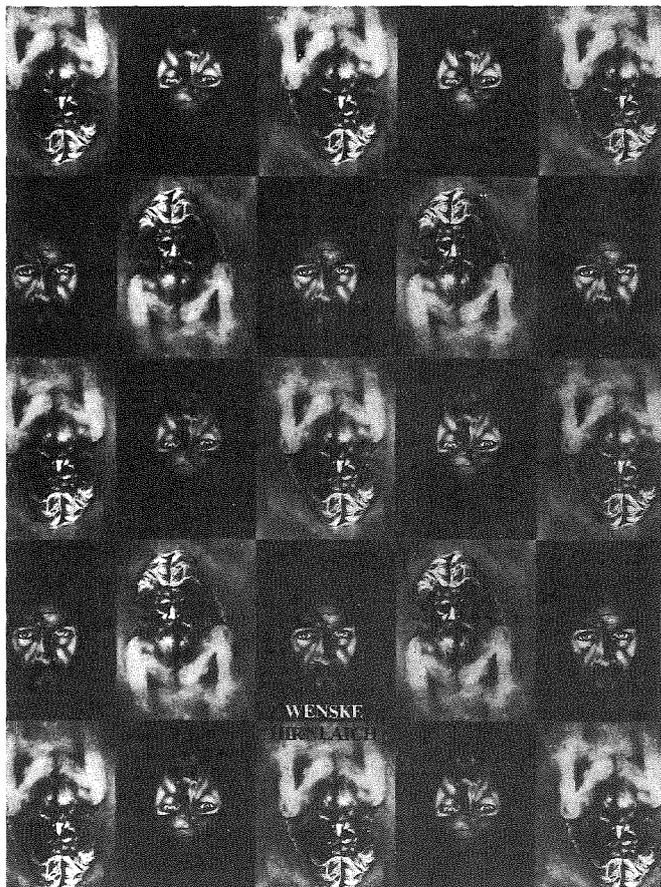


Abbildung: Editionsausgabe A
Paperback in Farbe, Bildband mit 1 Farb-Poster
zusammen:
Bereits lieferbar!

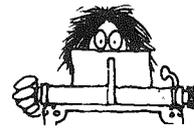
DM 29,80

Lieferung per Nachnahme zuzüglich Porto und Verpackungskosten von der
Edition der Phantasten · Postfach 705 · 6450 Hanau 1

SCIENCE FICTION TIMES

Magazin für Science Fiction, Trivalliteratur und
Unterhaltungsmedien

Herausgegeben von der
Arbeitsgemeinschaft Spekulative Thematik (AST)
c/o Werner Fuchs
Gerberstraße 1, 4006 Erkrath



Layout: Ronald M. Hahn

Chefredakteur:

Hans Joachim Alpers, Weißenburger Straße 6,
2850 Bremerhaven 1

Chef vom Dienst:

Ronald M. Hahn, Werth 62, 5600 Wuppertal 2

Auslieferung:

Hans Joachim Alpers, Weißenburger Straße 6,
2850 Bremerhaven 1

Bremer Bank Bremerhaven, Konto 40117833
(BLZ 292 800 11).

Postscheckkonto Hamburg 3154 29-209
(BLZ 200 100 20).

Abonnement: 6 Ausgaben inklusive Porto DM 22,-
Preis des Einzelheftes DM 4,-

Weitere Mitarbeiter an dieser Ausgabe:

Uwe Anton, Remscheid
Bernd W. Holzrichter, Düsseldorf
Sylvia Pukallus, Düsseldorf
Werner Fuchs, Erkrath
Rainer Zubeil, Wuppertal
Christian Klotz, Mainz
Frank Arnold, Pfaffenhofen

Herstellung:

Ce-Ge-WERBUNG, Postfach 1225,
3510 Hann.Münden 1

Inhalt

Werner Fuchs/Uwe Anton INTERVIEW MIT PHILIP K. DICK	29
Ronald M. Hahn/Sylvia Pukallus IDEOLOGIE HAM WER KEINE	3
Horst Pukallus IMMER HEUTER	2
REZENSIONEN	15
Die Siebente Reise	
Das Buch der Katastrophen	
Die Prinzessin und der Löwe	
Metropolis	
Simulacra	
Der Malacia-Gobelin	
Unternehmen Tiefsee	
Schafe blicken auf	
Krakatit	
Zukunftsgeschichten	
Mary's Land	
Gateway	
Hans Joachim Alpers WALTER ERNSTINGS HURRICAN	9
Sylvia Pukallus MONARCHEN, MUTTIS UND MALLORCA	39
Rolf Giesen/Frank Arnold SCIENCE FICTION FILM	44
WHISPER	13
REDAKTIONSNOTIZEN	
Rolf Giesen ASTRONAUTENGÖTTER UND "MODERNER" MYSTIZISMUS	23
FLOHMARKT	14

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wider. SCIENCE FICTION TIMES ist keine professionelle Zeitschrift und zahlt keinerlei Honorare. Wir übernehmen keine Verantwortung für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Bildmaterial, sind aber immer gerne bereit, beides zu prüfen.

GW ISSN 0048-9654

© Contents copyright by SCIENCE FICTION TIMES 1979



Immer heuter!

Kolumne

... wie dumm redet er daher, wie
blöde gebärdet er sich!

Erasmus von Rotterdam: Lob der
Torheit

In ANDRO-Nachrichten 54, also einer der schwer verdaulichen Postillen des SFCD e. V., konnte der verdutzte Zeitgenosse ganz unvermittelt in der unnachahmlichen Heuter-Schreibe nachlesen, daß Karl-Herbert Scheer wieder Ehrenmitglied des SFCD geworden ist. Rolf Heuter, einstiger Maulheld der Opposition im SFCD, die in den 60er Jahren einige Ehrenmitgliedschaften stürzen konnte, weil sie dem Klub mehr schadeten als nutzten, hat ihn wieder dazu gemacht. Wir wollen hier mal dahingestellt sein lassen, ob Heuter überhaupt im Alleingang zu einem solchen Schritt berechtigt war; der *Hergang* jedoch ist in seiner grotesken Lachhaftigkeit so einmalig, daß seine Schilderung größere Leserkreise verdient. "Anlässlich der Wiedereröffnung(!) des Gießener (!!) Bahnhofsbuchhandels" (!!!), beginnt Heuter seinen von Frohlocken verunstalteten Bericht, "zeichnete K. H. Scheer seine Werke" – die begnadeten! – "(hier primär das erste 'Perry-Rhodan-Buch')". Da entschloß

sich Heuter "spontan", bei diesem Auftritt nicht zu fehlen, und da erst begann diese Gießener Unterschriftenaktion "echt" zu werden: "Die Freude des Besuchten war echt. Die Überraschung sehr groß, als er sah, daß hier ein Vorstandsmitglied des alten (und auch echten) SFCD vor ihm stand." In der Erinnerung an den "Sturmlauf" (das hätten wir gerne gesehen!), mit dem er Scheer zur "Wiederaufnahme seiner vor vielen Jahren 'genötigten' Ehrenmitgliedschaftsabgabe" (schönes Wort, echt Heuter!) "nötigte", gerät Heuter völlig aus dem Häuschen: "Ich meine hier natürlich", erläutert er treuherzig der fassungslosen Öffentlichkeit, "die Stornierung des seinerzeitigen 'Aktes'."

Er meint also die Stornierung der Stornierung einer Ehrenmitgliedschaft. Danach richtet er an die Leser "einige Worte zur Besinnung!" Worauf hat sich Heuter nun besonnen? Man schnalle sich an! Auf die allerschlichtesten Gemeinplätze, die gewöhnlich schon im Kindergarten verbreitet werden. Nach "Jahren des Irrweges", hebt er an wie ein Landpfarrer, müsse man nun "erkennen", daß der Klub "für alle, die sich mit der SF beschäftigen, offen zu sein hat!" Als hätte es Herrn Scheer *nicht* offengestanden, Mitglied *ohne* Ehrenstatus zu sein. In Wirklichkeit müßte Heuters Äußerung, wäre er vor sich und uns aufrichtig, so lauten:

"Nachdem ich jahrelang selbst nicht wußte, was ich will, und immer nur das Erstbeste dahergeredet habe, ist mir nun klargeworden, daß ich K. H. Scheer doch hervorragend finde und ihn deshalb als Ehrenmitglied des SFCD sehen möchte."

Ferner erzählt Heuter dann vom "Verzicht auf zum Teil extreme Polarisierungen", von "SF-Weltanschauungen" (echt Heuter), daß aber "die konstruktive Auseinandersetzung ... nicht eliminiert werden" dürfe, "für den SFCD" müsse Maxime sein: "Achtung vor der Würde des Einzelnen, Toleranz untereinander" und "das Postulat der Vernunft". Das wollen wir uns aber nun auch zu Herzen nehmen! In unserer Toleranz schlagen wir deshalb vor, auch John Travolta zum Ehrenmitglied des SFCD zu machen. Der hat doch auch mit "Schmiere" zu tun, oder?

Horst Pukallus



Wohl kein Genre der sogenannten Unterhaltungsliteratur übt auf seine Konsumenten eine solch starke Faszination aus wie die Science Fiction. In ihrem Buch *Romantik & Gewalt* (1) konstatieren Bernt Kling und Georg Seeflen: "Die Unterhaltungspresse lebt aus der Dialektik der Buntheit und des Sensationellen ihrer Präsentation und der gleichbleibenden Stereotypie ihres Inhalts. Der rationellen Produktionsweise der Serie und des genormten Produkts entspricht die Erwartung der Konsumenten nach der verlässlichen Regelmäßigkeit. Der Mikrokosmos einer periodischen Publikation darf in sich keine Widersprüche oder Spannungen aufweisen, will er, was Unterhaltung bezweckt, eine Fluchtmöglichkeit für den vom Alltag Gepeinigten eröffnen (. . .) Wann immer eintritt, was wir erwartet haben, entsteht ein Gefühl der Zufriedenheit. Es ist ein Abenteuer, ins Kino zu gehen, ein immerhin kalkulierbares Risiko, den Fernseher einzuschalten; vertraute Gewißheit hingegen bedeutet es, "seine Illustrierte", "seine Romanheftserie aufzuschlagen."

Die Gründungen von Science-Fiction-Clubs entsprangen nicht etwa einem allgemeinen Bedürfnis der Leser, sondern wurden – wie in anderen Sparten der Unterhaltungsbranche – von denen lanciert, die Interessen an der Institutionalisierung kostenloser Werbeträger hatten: den Verlagen.

Wie bereits im ersten SF-Magazin der Welt, der im Jahre 1926 in den USA gegründeten Zeitschrift *Amazing*, in der der Verleger Hugo Gernsback seiner Leserschaft mehrere Seiten zum "Gedankenaustausch" überließ, und somit für die Konstitution des amerikanischen "Fandoms" (Etwa "Fan-Reich") verantwortlich war, versuchte der deutsche SF-Autor Walter Ernsting (Pseudonym: Clark Darlton) mit starker ideeller und finanzieller Unterstützung seines Verlegers Erich Pabel in den frühen fünfziger Jahren über die in den von ihm redigierten "Utopia"-Heftromanreihen für die Idee eines nationalen SF-Clubs zu werben. Mit der Hilfe von in der SF-Szenerie hochgeschätzten Namen wie Theodore Sturgeon (Schriftsteller), Forrest J. Ackerman (Literatur-Agent), Brigitte Helm (Schauspielerin) und A.E. van Vogt (Schriftsteller) gelang das Unternehmen. Der Fan-Club, der sich Science-Fiction Club Deutschland e.V. nannte, erreichte bereits ein Jahr nach der Gründung (1955) einen Mitgliederstand von 1.500 Personen. Das Ziel des Clubs war es, das vielzitierte, jedoch nirgends präzisiert definierte "Gedankengut der SF-Literatur" zu verbreiten. Außerdem verstand man sich als Institution zur Überwachung der Herausgabe "echter SF-Literatur", indem man den Verlagen gestattete, einem Großteil ihrer Publikationen das Club-siegel aufzudrücken, was dann den



Ideologie ham wer keine...

Eine Untersuchung über die Leser von Science-Fiction-Serien am Beispiel "Perry Rhodan"
von Sylvia Pukallus & Ronald M. Hahn

Roman als "echte SF" oder – etwas minderwertiger – als "echte Space Opera" auszeichnen sollte.

Die anfänglich als Koryphäen deutscher SF angesehenen Autoren K.H. Scheer, Walter Ernsting, W.W. Shols u. a. wurden im Zuge einer Ästhetisierungswelle – die derart aussah, daß die Qualität der Science-Fiction an ihrer Aufmachung und nicht an ihrem Inhalt gemessen wurde, derzufolge also in Leinen gebundene SF gleich gute SF war – wegen ihrer Heft- und Leihbuchproduktion aus ihrem eigenen Club gedrängt. Im Jahre 1967 wurde dann während eines andauernden SF-Booms vom Münchner Moewig-Verlag zur Gründung von *Perry-Rhodan*-Clubs aufgerufen (bei dem Ernsting und Scheer mittlerweile als Chefautoren fungierten). Diese Clubgründungen wurden nicht nur inszeniert, um einen ständig steigenden Absatz der *Perry-Rhodan* Serie zu garantieren, sondern auch, um die an amerikanischen Verkaufspraktiken orientierte "Nachfolgeindustrie" abzusetzen: So beispielsweise "Briefmarken des Solaren Imperiums", Reißzeichnungen von "Ultraschlachtschiffen", eine teddybärähnliche Ausführung der Romanfigur

"Gucky", Plastikfigürchen "terranscher Raumsoldaten", Schallplatten mit *Perry-Rhodan*-Hörspielen, Comics, Poster der Haupthelden, Clubstempel, Anstecknadeln, Wappen, Karten fiktiver Sternsysteme, Abziehbilder und ein *Perry-Rhodan*-Lexikon. Dazu kam noch die kostenlose Lieferung von aufwendig gedruckten Clubausweisen und vorgefertigten Clubsatzungen, nach denen jeder Mitglied in einem *Perry-Rhodan*-Club werden kann, der "auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung steht" und dem die "bürgerlichen Ehrenrechte" nicht aberkannt wurden.

Inwieweit entspricht der Kreis derer, die SF konsumieren, den Erwartungen der Vorlage, und inwieweit werden die Erwartungen durch die Ergebnisse bisher erfolgter Umfragen bestätigt?

Wer regelmäßig Science Fiction liest, versteht sich als "Fan". Zwar gab und gibt es Varianten des "Fanseins" in allen Bereichen der Unterhaltungsindustrie (Schlager-, Rock-, Film- und Comic-Clubs), jedoch ist die Zahl der Vereinigungen, die sich für SF-Literatur interessieren – und ihre gesamte Freizeit darauf ausrichten – weitaus größer. Als Hauptfaktor dieses Bedürfnisses nach einem Zusammenschluß mit Gleichgesinnten kann nach den vorliegenden Umfragen und Leserbriefauswertungen eine besonders unter regelmäßigen SF-Lesern verbreitete Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber der Umwelt angenommen werden. Von Familie und Kollegen unter anderem auch wegen ihres Interesses an dieser Literatur verlacht, flüchteten sich SF-Leser in den Schoß regionaler Vereinigungen, wo man im trauten Kreise darauf beharren kann, ein "fortschrittlicher" Mensch zu sein, weil die Literatur, die man liest, angeblich nicht in längst erforschte Epochen (wie etwa Westernromane), sondern nach vorn, in die Zukunft, gerichtet ist.

Fragen nach dem Grund ihrer Betätigung in diesen Clubs – über deren Aktivitäten noch ausführlicher berichtet wird – brachten Antworten, die symptomatisch sind: Man war der Ansicht, daß "oft genug ein Grund besteht, sich in einen Mikrokosmos zu retten", daß man hier "die Fesseln unserer Gesellschaftsordnung abstreifen könne", daß man die Clubs als Ort betrachte, "in dem man wundervoll "Welt spielen kann", daß man glaubte, hier "eine Loslösung vom Alltag zu finden", man "dem Alltag entgehen" könne, oder man "einen Ausgleich für seine tägliche Arbeit" suche. (2) "Als Finanzchef eines großen Betriebes habe ich tagsüber soviel mit trockener Materie zu tun", zitiert der Moewig Verlag in seiner Broschüre "Alles über Perry Rhodan" (3) einen Leser, "daß ich in meiner Freizeit gerne zu Perry Rhodan greife, um mich von ihm rasch und sicher in eine andere Welt verset-

zen zu lassen". Und der *Perry-Rhodan*-Leser Horst Kupsch aus Siegburg schreibt in Band 109: "Die Lektüre dieser SF-Romane ist ein ausgezeichneter Ausgleich gegenüber dem hektischen Getriebe unserer Zeit (. . .) Es fehlt einem nach der Tagesarbeit im Berufsleben die Lust für anspruchsvolle, schwere Lektüre."

Die Betätigungen der SF-Leser in diesen Clubs sind vielfältig: Man schickt sich gegenseitig selbstgefertigte Zeitschriften (sogenannte Fanzines) ins Haus, die überquellen von selbstgeschriebenen, sich meist an den Stil des bevorzugten Autoren anlehenden Kurzstories, meist "nachempfundenen" populär-wissenschaftlichen Artikeln über Radiosterne, Astronomie und den eventuellen Lebensbedingungen auf dem Planeten Venus, sowie



Kreuz- und Silbenrätseln, die sich ausschließlich auf SF beziehen. (Fragen: *Feuerleitoffizier des ersten Linearraumschiffes? Geheimdienstchef des Ex-Obmannes von Plophos? Letzte Bastion des Obmannes? Helfer des Unsterblichen auf dem Planeten Wanderer? Mörder der Mutantin Anne Sloane? Fremdrasse im Wega-System? Beherrschende Rasse im Kugelsternhaufen M-13 Merkur? Auf fünfdimensionalen Basis arbeitendes Gerät?* (4))

Ein SF-Leser (17, Oberschüler) erzählt: "Ich hatte zeitweise Kontakt zu den 2 SF-Clubs. Daher und aus einschlägigen Leserbriefen weiß ich, daß man sich dort mit dem Erstellen von Reißzeichnungen von Schlachtschiffen beschäftigt. Ferner wird diskutiert – meist das Thema "Was war gut? Wie wird bzw. soll es weitergehen?". Zusätzlich – um den "wissenschaftlichen" Charakter des Clubs zu betonen, liest man Bücher über UFOs, Parapsychologie oder Astronomie, was durch

Perry Rhodan angeregt wurde. Man übt sich auch fleißig in Rhodanscher Politik: So haben viele Clubs ihren eigenen "Großadministrator" oder "Lordadmiral". Sehr beliebt ist auch das *Perry Rhodan*-Quiz. Man fragt sich gegenseitig ab über die technischen Daten von fiktiven Großraumschiffen oder die Eßgewohnheiten fremder Rassen, dazu noch über die Geschichtszahlen der Serie. Tatsächlich genießt der höchste Anerkennung, der alles über *Perry Rhodan* weiß. Absolut in ist der, der einen Brief an die Redaktion schreibt, in dem er einen Fehler oder einen Widerspruch aufdeckt."

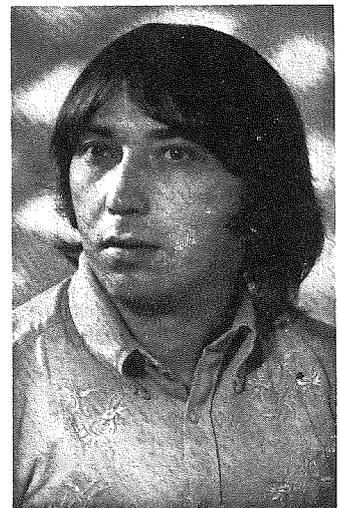
Eine Umfrage des US-amerikanischen SF-Magazins *Astounding* (an der sich immerhin 12.000 Leser beteiligten!) ergab, daß 46 % der Astounding-Konsumenten Chemiker, Physiker, Ingenieure, Assistenten oder Laboranten, 26 % College-Schüler waren. Eine ähnliche Umfrage des amerikanischen Fanzines *Locus* (Auflage etwa 6.000 Exemplare) fand außerdem heraus, daß 83 % der Leser männlichen Geschlechts waren, daß 33 % ein Studium absolvierten und 20 % in naturwissenschaftlichen oder technischen Berufen tätig waren. Ein Großteil der Leser, der das Blatt aus beruflichem Interesse bezog, kam aus den SF-publizierenden Verlagen, den Agenturen und dem Autorenkreis. Eine Umfrage des Moewig-Verlages unter den Lesern der *Perry Rhodan*-Serie brachte folgende Ergebnisse: 85 % der Leser waren männlichen Geschlechts. 43 % der Leser entfielen auf die Altersgruppe 13 - 22 Jahre, 18 % auf die Altersgruppe 29 - 35 Jahre, 11 % auf die Altersgruppe 36 - 45 Jahre und 1 % auf die Altersgruppe 46 - 65 Jahre. Ihre Berufe gaben die Leser folgendermaßen an: 31 % waren Oberschüler, Schüler oder Lehrlinge, 2 % Studenten, 21 % Arbeiter, 22 % Angestellte und 7 % (das sind immerhin 50 % der weiblichen Leserschaft) Hausfrauen.

In einer von der Arbeitsgemeinschaft Spekulative Thematik erstellten Untersuchung (5) beantworteten 51,3 % der SF-Leser die Frage: "Sind Sie der Meinung, daß SF-Fans im Durchschnitt intelligenter sind als der Durchschnitt der übrigen Menschen?" mit ja: 25,6 % stellten es in Abrede, betonten jedoch im gleichen Atemzug andere angelegliche Vorzüge, die SF-Leser gegenüber ihren Mitmenschen hätten, 20 % verneinten die Frage eindeutig, während 2 % keine Meinung dazu hatten. Auch wenn man die Frage nach der höheren Intelligenz gelegentlich verneinte, war man doch der Ansicht, als SF-Fan sei man "toleranter", "weltoffener", "aufgeschlossener", "vorurteilsärmer", "weiblickender", "phantasievoller" oder eben "vielseitig interessierter". Ein Leser: "Wer Science-Fiction liest, wird automatisch mit Welten konfrontiert, die völlig abstrakt aufgebaut sind, die überhaupt nicht oder

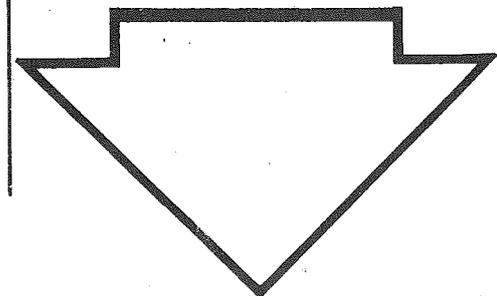
doch nur zu einem geringen Teil mit unserer realen Welt verbunden sind. Dieses "Durchdenken" anderer Systeme führt m. E. zu kritischen Betrachtungen der eigenen Umwelt. Ich glaube, einen Fan kann so leicht nichts überraschen." (6)

Das angebliche Durchdenken solcher anderer Systeme schlägt sich allerdings nicht in der Kritikfähigkeit der SF-Leser an ihrer realen Umwelt nieder. Sie erschöpft sich vielmehr – wie noch aufgezeigt werden soll – im Aufzählen von formalen Mängeln der fiktiven Welt ihrer Lektüre.

In einem Slogan-Wettbewerb zur *Perry Rhodan*-Serie, an der 5.800 Leser teilnahmen, beschäftigten sich laut Verlagsauskunft 31 % der Einsendungen mit "dem Weltraumerlebnis" und "Abenteuern im All", 21 % mit "der



Zukunftserwartung des Menschen" und dem "technischen (sic) Fortschritt", 10 % stellten "ethische und humanitäre Werte der Serie, z. B. Friede, Gerechtigkeit, Gleichheit aller Menschen, geeinte Menschheit" in den Vordergrund, 7 % den Charakter des Titelhelden als "Vorbild und Idol", 7 % die "Wissensvermittlung und Erweiterung des Wissens", 7 % betonten, "daß *Perry Rhodan* gute SF-Literatur sei, 5 % lobten die Serie als "gute Spannungs- und Spannungslektüre" und wiederum 7 % verglichen *Perry Rhodan* mit Karl May, hielten "materielle Sicherheit" oder "die Eroberung (sic) neuen Lebensraumes" für wichtig – oder befaßten sich mit der "Bedrohung aus dem Weltall".



Ideologie:

“System der gesellschaftlichen (politischen, ökonomischen, rechtlichen pädagogischen, künstlerischen, moralischen, philosophischen u. a.) Anschauungen, die bestimmte Klasseninteressen zum Ausdruck bringen und entsprechende Verhaltensnormen, Einstellungen und Wertungen einschließen.”

Georg Klaus/Manfred Buhr: *Philosophisches Wörterbuch*. Leipzig 1969, Bd. 1, S. 504

Es ist klar, daß SF-Romane, in denen auf dem Papier am laufenden Band Staatsstrieche geplant, Monarchien wieder eingeführt werden und eine Notstandssituation die andere jagt, Ideologie verbreiten. So beantworteten die Autoren die *Perry-Rhodan*-Serie die Frage “Welche Ideologie vertreten Sie in Ihren Romanen?” wie folgt:

“Ich versuche auch im Hefroman dem Menschen beizubringen, daß er nur ein Mensch ist, ob schwarz, gelb oder weiß. Daß wir in *einem* Boot (auf *einem* Planeten) sitzen! Daß Kriege Blödsinn sind und keine Mittel, Ziele zu erreichen! Daß in unserer Politik nur Kompromißbereitschaft den Frieden erhält, auch wenn damit Opfer verbunden sind! Daß die Weiterentwicklung der Raumfahrt so notwendig ist wie vor Jahrhunderten die Seefahrt, als niemand an einen Nutzen glauben wollte! Das sind Punkte meiner Ideologie, und sie sind meiner Meinung nach so alt wie die Menschheit selbst, denn gäbe es diese Punkte nicht, säßen wir noch heute auf den Bäumen oder in Höhlen. Ist das Faschismus?” (Walter Ernsting)

“Ich persönlich verfolge mit allen meinen Romanen nur (falls man das überhaupt so nennen kann) eine einzige Ideologie: Ich versuche zu schildern, daß der Mensch alle seine persönlichen Probleme, Vorteile und Nachteile in die Zukunft mitnimmt. Ich will weder Gesellschaftssysteme zerstören noch neu aufbauen. Normale – möglichst normale Menschen in einer phantastischen, fernen Umgebung, die natürlich ihre Ähnlichkeit mit der heutigen hat und gar nicht verleugnen will – das ist meine Ideologie. Eine solche richtet sich nach vernünftigen, normalen, nicht unbedingt tierisch ernsten und schon gar nicht linken, rechten, nationalen, nationalistischen Zielen aus.” (Hans Kneifel)

“Ich verfolge weder bei *Perry Rhodan*, noch bei meinen übrigen Romanen eine bestimmte Ideologie. Dieses Wort hat überhaupt einen unguuten Beigeschmack für mich. Ich versuche vor allem unterhaltsam zu sein und streue hier und da persönliche Anliegen ein.” (Ernst Vlcek)

“Ich verfolge weder bei *Perry Rhodan*, noch mit meinen anderen Romanen eine Ideologie, sondern will eine interessante Handlung gestalten, phantastische Ideen ausarbeiten und meinen



Mitmenschen ein wenig bewußter machen, daß die Erde nur einer von zahllosen bewohnten Himmelskörpern ist. Hauptsächlich schreibe ich aber, weil es mir Spaß macht.” (Horst Gehrman)

Diese Behauptungen sollten überprüft werden; unsere Grundlage ist der oben zitierte Ideologiebegriff und die Überzeugung, daß keine Äußerung ideologielos sein kann. Selbst wenn der Autor sich seiner Stellungnahme nicht bewußt ist, so spiegeln seine Schriften doch subjektiv objektive Realität wider und stehen somit im Rahmen einer bestimmten Ideologie. Diese vielzitierte “Ideologie der Ideologielosigkeit” ist – und muß sein – die der herrschenden Klasse, denn über ihre Institutionen von der Schule bis zur Armee wird gelehrt, wie die Realität zu interpretieren ist. Die herrschende Meinung ist halt immer noch die Meinung der Herrschenden. Unser Vorgehen war derart, daß wir an einen repräsentativen Querschnitt von *Perry Rhodan*- und *Atlas*-Heften eine Reihe von Fragen stellten, um so zuerst textimmanent die zugrundeliegende Ideologie festzumachen. Ferner erstellten wir eine Statistik der in den Romanheften abgedruckten Inserate, um zu erfahren, welche Zielgruppen man über diese Hefte zu erreichen glaubt. Die Er-



gebnisse dieser beiden Arbeitsphasen überprüften wir dann an den Reaktionen der Leserschaft, die an Zuschriften an den Verlag und an Beiträgen in Fan-Zeitschriften ablesbar waren.

Unsere erste Frage zielte auf die Häufigkeit und situative Voraussetzung für Gewaltanwendung. Es stellt sich heraus, daß der gesamte Handlungsablauf aus additiv aufgereihten Kampfhandlungen besteht, die lediglich durch Mausbiber Guckys krampfhaft Komik hier und da aufgelockert wird. Kaum hat der Leser sich nach Beiträgen dieser Romanfigur wie “Die . . . Hunde . . . sind . . . sind . . . im . . . Gaga . . . Garten, Chef, Wau, wau!” (451/23) erholt, gehts wieder frisch hinein in die nächste Notstandssituation, und es ist schier unglaublich, wie die heldenhaften Männer sich seit über 900 Heften (Gesamtauflage heute: 750.000.000 Exemplare) so ungeschoren halten. Mit dem Gegner verfährt man nicht zimperlich, schließlich will er ja der guten Sache schaden. Nachdem man aus Versehen (!) “ein paar hunanoide Gestalten” erschossen hat, bemerkt die Romanfigur Atlas sachlich: “Panikreaktion . . . Ich traure nicht um diese Leute.

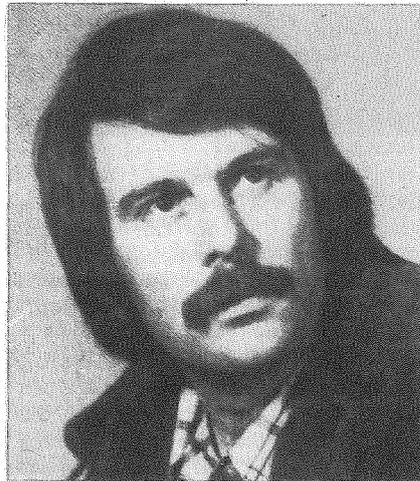
Intelligenzen, die sich anderen Intelligenzen gegenüber als Götter aufspielen, sind Schwerverbrecher.” (451/62). Man findet also en passant nachträglich einen Grund für den Mord und deklariert das Ganze als Todesstrafe, für die man sich also implizit ausspricht. Auch im *Atlas*-Heft Nr. 92 wird nicht lange gefackelt. Die Romanfigur “Eiskralle” tötet drei kampfunfähig gemachte Außerirdische und meint lakonisch: “Sie wollten unser Leben, Atlas, und wir nahmen das ihre. Das ist alles.” Beispiele dieser Art lassen sich unzählige finden. Grundsätzlich läßt sich zu diesem Problem sagen: Da *Perry Rhodan* und seine Mannen quasi im Recht sind, ist auch die Gewalt und die Aggression, die von ihnen ausgeht, quasi gerechtfertigt. Das eigene Verhalten wird nie infragegestellt. Man hat Waffen und bedient sich ihrer fleißig. “Das ist alles.”

Als nächstes analysierten wir das “Feindbild”, auf das die Serie ausgerichtet ist. Der “Böse” ist grundsätzlich bereits äußerlich als solcher erkennbar. Gegenüber den strahlend schönen Helden *Rhodan* und *Atlas* ist er häßlich und ungepflegt und hat einen brutalen Gesichtsausdruck. Deutlich wird hier die Ideologie faschistisch und rassistisch gesinnter “Wissenschaftler” aufgegriffen: “Im allgemeinen sind bei Verbrechern von Geburt an die Ohren henkelförmig, das Haupthaar voll, der Bart spärlich, die Stirnhöhlen gewölbt, die Kinnladen enorm, das Kinn viereckig und hervorragend, die Backenknochen breit – kurz ein mongolischer oder bisweilen negerähnlicher Typus.” (Cesare Lombroso).

Noch stärker läßt sich die Beziehung zur Herrenrasse-und-Untermensch-Ideologie des Dritten Reiches an folgendem Detail erkennen: Ein Großteil der Feinde ist krank, verkrüppelt. "Was mir aber besonders auffiel, war die Tatsache, daß er keine Augen zu haben schien. Dort wo sie hätten sein sollen, saßen zwei trichterförmige . . . Metallgebilde. Dieser Mann also, der mich sofort an ein grausames Ungeheuer erinnerte, . . ." (*Atlan* 92). Ein grausames Ungeheuer: Emotional aufgeladener Wortschatz, jeder kann sich sein Privatungeheuer vorstellen. Ist die Einordnung solcher Gegner nicht "nur Vernichtung lebensunwerten Lebens", wenn wir uns weiterhin im Rahmen der Untermenschen-Theorie bewegen? So findet alles seine fundierte Rechtfertigung.

Auch bei der Untersuchung der Rolle der Frau, der Mann/Frau-Beziehung und der Bedeutung der Sexualität trat kaum fortschrittlicheres Gedankengut zu Tage. Frauen treten grundsätzlich kaum in Erscheinung, und falls doch, so als züchtige, zweckgebundene Weibchen, deren Aufgabenbereich sich auf Haushalt und Kinderkriegen beschränkt.

"Sie ist ein durchaus mutiges und brauchbares Mädchen!" versicherte Fartuloon. "Sie kümmert sich um unsere Kleidung" (*Atlan* 92). Liebenswert ist die Frau nur durch ihre äußeren Reize. "Farnathia war abgemagert und hatte etwas von ihrer Schönheit eingebüßt. Aber einige Nächte Schlaf und gutes Essen würden sie wieder strahlend werden lassen, so wie ich sie kannte und liebte." (*Atlan* 92). Mit ihrer Intelligenz und Bildung ist es auch nicht besonders weit her. Aber sonst ist sie ja zu gebrauchen: "Ich kann sogar Tee heiß machen!" Eine Frau ist also zum Gebrauch bestimmt. Der *Perry Rhodan*-Autor Kneifel: "Wie soll jemand, der nie in seinem Leben eine geschickte, emanzipierte, souveräne Frau kennengelernt hat, auf den Gedanken kommen, so etwas zu beschreiben?" (7). Man kann aber auch schnell auf sie verzichten, wenn das Risiko ihrer Haltung ihren Gebrauchswert übersteigt: "Liebe ist eine vergängliche Sache", erklärte Fartuloon. "Es muß ihnen gelungen sein, uns bis hierher zu verfolgen. Vergiß das Mädchen!" Dementsprechend sind die Beziehungen zwischen Mann und Frau, die der bürgerlichen Ehe entsprechen. Der Mann unterhält die Frau, spielt vordergründig den Großen Beschützer, hält sie in Unwissenheit, um sich ihrer umso ungehinderter als Domestike bedienen zu können. Sexualität ist nur Attribut des Bösen, wie etwa, als ein Gegner der Guten versucht, dem Mädchen Farnathia das Mäntelchen aufzuknöpfen. Zwischen den Guten und ihren Frauen wird höchstens einmal ein scheues Küßchen getauscht, sich an seine Schulter



gelehnt. Was sich vor den Geburten der Heldensöhne abspielt, wird keusch verschwiegen, alles ist "reine Liebe". Die aufgezeigte Rolle der Frau ist mild formuliert rückschrittlich und antiemanzipatorisch. Wie wird nun die Zukunft dargestellt? Die Erde ist geeint unter der Führung des unsterblichen Großadministrators Perry Rhodan, der mit seiner Raumflotte kämpfend von Stern zu Stern eilt, um seine Macht zu erhalten. Ein Führer unterwegs mit seiner Elite. Die "Druuf", die "Drittconditionierten" und die "Schreckwürmer" wollen ihm etwas von seiner Macht abknapsen und scheuen sich nicht, deshalb die halbe Milchstraße gegen die irdische Oberhoheit aufzuwiegeln. Da sich über die Jahrtausende, die Rhodan über sein Imperium herrscht, kein einziger neuer Führer gefunden hat (seine Gegenkandidaten waren stets Wahnsinnige, Kriminelle, Brunnenvergifter, Rauschgift-süchtige oder Leute, die ihn mit Bomben von seinem Thron jagen wollten), lastet die Verantwortung schwer auf des Herrschers Schultern. Politisch ist alles beim Alten geblieben – genauso, wie Hans Kneifel es Eingangs formulierte. Fortschritt wird nur als technischer Fortschritt verstanden. Rassenkonflikte und kriegerische Auseinandersetzungen gibt es auf der Erde nicht mehr – von Klassenkämpfen ganz zu schweigen. Aber dafür gibt es sie im Weltall, hier allerdings in einem etwas größeren Rahmen. Und aus der Diskriminierung und Unterdrückung der

Farbigen wurde die Unterdrückung anderer Intelligenzen. Gelobt sei der Fortschritt! Gesellschaftlich tat sich nichts: Die Erde hat ihren Führer und ist's wohl zufrieden. Wie man diese Ideologie, die Hans Kneifel eindeutig befürwortet, auf einen Nenner bringt? Sie ist und bleibt faschistisch, ohne daß die unreflektierten pazifistischen Worte Walter Ernstings etwas daran ändern. Die Autoren – und auch die Fans – sind ein Teil jener Kraft, die vielleicht das Gute wollen, aber stets das Böse schaffen.

Es ist anzunehmen, daß Firmen, die ihre Produkte vorzugsweise per Annonce anbieten, sich Gedanken darüber machen, bei welcher Leserschaft sie den größten Absatz finden können. Stimmt man dieser Annahme zu, so ist das Ergebnis unserer Annoncenstatistik wahrlich nicht gerade ein Kompliment an die *Perry Rhodan*-Leserschaft. In 170 gesichteten Heften registrierten wir Anzeigen für bzw. gegen Verklebungen (von Erröten bis zur Impotenz) 26 %, Kontaktsuche (Brief, Sex, Heirat) 11 %, Waffen, Karate, Hypnotisieren 8 %, Zauber- und Scherzartikel, mystische Amulette 12,5 % gesammelten Unfug vom "Geschmackvollen Edelsteinleuchter" bis zum Eiswürfel in Venusgestalt 27,5 %, Weiterbildung und Technik 17 %.

Das heißt, man hält die *Perry Rhodan*-Leser für technisch interessiert, im übrigen aber für leichtgläubig und geschmacklos, für verklebt und kontaktarm.

Die Spalte "Waffen, Karate, Hypnotisieren" läßt darauf schließen, daß sie gerne Macht über ihre Umwelt hätten, "Zauber- und Scherzartikel", daß sie Besonderheiten suchen müssen, um von ihrer Umwelt beachtet zu werden. Es bleibt den Lesern dieser Arbeit vorbehalten, die Parallelen von der vorhin aufgezeigten Ideologie zu dieser Auswertung zu ziehen. Auf jeden Fall ist es psychologisch belegt, daß gerade kontaktarme, verklebte Menschen sich gerne mit unfehlbaren Romanhelden identifizieren, daß die Trostlosigkeit des kapitalistischen Arbeitsalltags für viele nicht zum politischen Kampf, sondern zur Flucht in die Abenteuer-sphäre der sogenannten Trivialliteratur führt, oder genauer, dorthin gelenkt wird.

Wie reagiert nun das lesende Publikum auf die eben aufgezeigte Ideologie? Lassen sich unsere Thesen anhand von Leserbriefen und anderen Aussagen der Leserschaft verifizieren?

Im *Perry Rhodan Clubmagazin*, einer Monatsschrift des "Zentral-Sekretariats des PR-Clubs", machte sich ein gewisser Hans W. Gruber "Gedanken zu einer SF-Serie", und das gleich vier Monate lang. In Heft 3/72 wird versucht, die Häufigkeit von Gewaltakten in der *Perry Rhodan*-Serie mit dem Publikumsgeschmack zu begründen:

“Man hat in Leserkreisen eine festgefügte Vorstellung davon, was und wie die Serie sein soll, und erwartet ganz selbstverständlich, daß sich das Autorenteam mit seiner Serie dieser Vorstellung anpaßt . . . Von einem Heftroman haben eben viele eine ganz bestimmte Vorstellung. Man erwartet Action, Spannung, Unterhaltung. Im konkreten Fall der Perry Rhodan-Serie heißt das soviel wie detailliert geschilderte Raumschlachten, mit Verlusten an Menschen und Material, Vernichtungskämpfe und Planeten und grandiose Siege der terranischen Superhelden über Fremdintelligenzen . . . In der heutigen Zeit können es sich nur reiche Idealisten leisten, Literatur gegen den Publikumsgeschmack zu machen. Autorenteam und Verlag müssen also dafür sorgen, daß das positive Gedankengut der PR-Serie mit einer “Verpackung” auf den Markt kommt, die den Käufer und Leser anspricht.” Das heißt einmal: a) das “positive Gedankengut” (welches immer der Autor gemeint haben mag) ist in der Verpackung untergegangen, b) aus kommerziellen Gründen ist man zu jedem Opportunismus bereit, c) man setzt den Publikumsgeschmack als statische Eigenschaft und negiert völlig (womit man schön im Rahmen der faschistischen Ideologie bleibt), daß Geschmack und Meinung Dinge sind, die sich dealektisch zwischen Subjekt und Außenwelt entwickeln, wobei die Erziehung, d. h. die Außenwelt der primäre Faktor ist. Der Leser hat zwar einen eigenen Geschmack, doch ist der durchaus wandelbar, und hätte man nicht vom ersten Heft an Action mit Aggression gleichgesetzt, so hätte der Leser kaum diese Erwartungen an die Serie gestellt. Wie weit diese Erziehung zur Gewalt und Aggression durch die *Perry Rhodan* (und nicht nur durch diese) fortgeschritten ist, mögen folgende Leserzuschriften zeigen:

Heinz-Jürgen Schmidt aus Villigst schreibt in Heft 488: “Perry Rhodan wird als Friedensmann beschrieben, der sich nur wehrt, wenn sein Leben bedroht ist. Das tritt in manchen Heften so deutlich an den Leser heran, daß es mir schon langweilig erscheint. Dieser Pazifismus ist lobenswert, doch sollte die Führungsposition des Solaren Imperiums etwas härter, wenn auch nicht diktatorisch sein.”

Der Leser Johannes Wenzel aus Perlesheim u. a.: “Rhodans Humanität grenzt nahezu an Pazifismus. Andere Leser vertreten da die gleiche Auffassung. Perry war doch früher nicht so zimperlich, wenn es um das Wohl der Menschheit ging. Bitte, lassen Sie sich von der weichen Welle nicht anstecken.”

Und Josef Kapfhammer in Heft 109: “Warum wird seit Band 300 nichts mehr über den Haluter Icho Tolot berichtet? Ich würde die lebende Kampf-

maschine von Halut gern wieder in Aktion sehen!”

Pazifismus – der hier natürlich völlig falsch definiert wird – wird zur Zimperlichkeit degradiert, den Wunsch nach Gewaltakten versucht man mit dem “Wohl der Menschheit” zu legitimieren. Welche Fehleinschätzungen in Bezug auf die Qualität dieser Hefte getroffen werden, dokumentiert auch der folgende Leserbrief des Physikstudenten Peter Feistel aus Grenoble in Heft 353: “Da es in den Romanen ohne Sex und Crime abgeht, kann man Perry Rhodan Jugendlichen empfehlen.”

Inwiefern es tatsächlich ohne “Crime” abgeht, hat die vorliegende Textauswahl schon genügend erwiesen. Daß als Alternative zum Vamp-Klischee jedoch hier das Heimchen-am-Herd-Bild angeboten wird, kann nur dem kleinkarierten Spießler zur Empfehlung gedeihen: moralische Verkommenheit besteht in jedem Fall, wenn irgend jemand sich einen anderen gefügig und abhängig macht; ob dieses Abhängigkeitsverhältnis sich im Bett oder am Herd manifestiert, muß schlußendlich irrelevant bleiben. Wer glaubt, aufgrund Rhodanscher “reiner Liebe” die Lektüre Jugendlichen empfehlen zu müssen, sollte erst einmal reflektieren, inwiefern hier die Frau als gesellschaftlich agierendes Wesen dargestellt wird, oder inwiefern das dargestellte Klischee nur seinem patriarchalisch-verklemmten Wunschdenken entgegenkommt.

Zu welchem Maße die *Perry-Rhodan*-Serie (und auch die Nebenreihe “*Atlant*”) das bürgerliche Rollenverhalten der Frau sanktioniert, belegt folgende Zuschrift von Helga Friedel aus Wolfenbüttel in Heft 282: “Obwohl ich eine Frau bin, muß ich sagen, was sollen Perry, Atlant und alle die anderen mit einer Frau anfangen, wenn sie doch die ganze Zeit über nicht zu Hause sind?”

Mit einer Frau muß man also etwas anfangen können, wozu man aber zu Hause sein muß. Dazu kommentiert das entschuldigende, einleitende “Obwohl . . .”, daß eine Frau sich wohl glücklich preisen darf, wenn ein Mann ein Auge auf sie geworfen hat, und sie den Sinn ihres Lebens verfehlt, wenn er das nicht tut. Es ist sicher nicht zufällig, wenn die von Eheinstitutionen in diese Hefte lancierten Heiratsannoncen genau diesen Frauentyp anpreisen: “Wer holt ein heimatloses Flüchtlingsmädels aus dem Heim? Michaela, 23, hat keinen Menschen auf der Welt . . . und wartet jeden Tag auf Dich . . . auf einen ganz einf. Mann, gern vom Lande . . . wenn Du mir dann sagst: Liebe Michaela, komm gleich mit zu mir. . . dann schmiegt sich Dir sanft ein Mädchen entgegen . . . Bitte . . . bitte schreib an Deine Braut Michaela.” Und noch schlimmer: “. . . wo ist meine Heimat? . . . wo ein Herz, das zu mir hält? . . . wer holt mich ar-

mes Waisenkind fort von fremden Menschen? . . . wer nimmt mich bei sich auf? Wenn man so heimatlos, so arm, so verlassen ist . . . dann sehnt man sich doppelt nach Liebe . . . nach lieben Schwiegereltern . . . nach einem ganz einf. Mann . . . wer läßt Uschi, 22, nicht im Stich?”

Die Stellung einer solch unterwürfigen Frau ist nicht besser als die einer Prostituierten; nur: sie ist besser angesehen, da die Tatsache, daß auch sie sich verkaufen muß, in der bürgerlichen Ehe geschickt mit dem Mäntelchen einer reaktionären Sexualmoral kaschiert wird, um den Status quo im Sinne der Herrschenden zu erhalten.

Wie steht nun der Perry Rhodan-Leser zur Zukunft, welcher Bedeutung mißt er seiner Lektüre bei? Matthias Hommel aus Mannheim bekennt in Heft 353: “Ich war angenehm überrascht und hatte nicht gedacht, daß die Serie so präzise, spannende Zukunftsschilderungen bringt.” Und Günter Depta aus Wetzlar in Heft 109: “Die Perry Rhodan-Zukunftsrömane bieten völlig neue Dimensionen, und man lernt in Bahnen denken, die sich auf die Möglichkeiten des menschlichen Lebens in der Zukunft beziehen. Von den von Perry Rhodan angesprochenen Idealen fühlt man sich angesprochen.” Daß die “angesprochenen Ideale” wie das “Wohl der Menschheit” Leerformeln sind, zu denen das Handeln der Helden in krassem Gegensatz steht, wird in der Leserbriefspalte niemals kritisiert. Vielmehr bläht sich hier so mancher mit nicht weniger lächerlichen und gefährlichen Verbalien auf: Hans Joachim Binia aus Westberlin in Heft 351: “Ich glaube, eine Serie wie Perry Rhodan kann von jeder Altersgruppe gelesen werden, was ja die Leserzuschriften beweisen. Voraussetzung ist dafür nicht etwa technische Begabung, sondern die Bereitschaft zum kosmischen Denken. Damit ist es allerdings bei vielen Mitmenschen noch sehr im argen, und man möchte sich manchmal die Haare raufen, wenn der Nachbar seine Vorstellungen über den Kosmos darlegt. Für mich ist es selbstverständlich, daß die Menschheit der Erde nicht das einzige intelligente Volk im Universum sein kann. Wir haben gerade den Anfang unserer geistigen Entwicklung hinter uns. Die Natur hat uns vor die Wahl gestellt – und wenn nicht die Natur, dann eben “jemand anders”. Entweder wir vernichten uns selbst, was bedeuten würde, daß wir ein Krankheitsherd im Kosmos wären, der sich selbst herausoperiert hat, oder wir erreichen einmal den absoluten Höhepunkt unserer Entwicklung, wie zuvor vielleicht ein paar andere Völker in der Unendlichkeit unseres Universums; Auserwählte aus Millionen anderen Zivilisationen, die diesen Höhepunkt nicht erreicht ha-

ben. Sie, die Autoren, sollten ihre Aufgabe nicht zu leicht nehmen, denn die Rhodan-Serie kann viel dazu beitragen, das kosmische Denken in Menschen zu erwecken oder zu vervollkommen."

Hier wird von "den Menschen" gesprochen, daß alle Klassengegensätze verwischt werden: Sie rotten sich selber aus – nicht etwa für die Profitinteressen der Rüstungsindustrie, sondern weil der "Krankheitsherd" von "jemand anders" dazu bestimmt war, sich selbst aus dem vor Gesundheit strotzenden Universumsorganismus herauszuoperieren. Tritt dies nicht ein, so hat man sich als Auserwählte zu betrachten und kann eilenden Fußes das Tagwerk vollbringen. Dieses Sammelserium aus "Wir-sitzen-alle-in-einem-Boot-Theorie", Umwelthysterie, religiösem Mystizismus und Übermenschens-Ideologie legt den wahren ideologischen Standort der sogenannten Trivial-SF endgültig bloß.

Auch die erhoffte inhaltliche Kritik in den Leserbriefen der Perry-Rhodan-Fans bleibt aus, was jedoch nicht nur an der Kritikunfähigkeit des Publikums liegt, sondern wohl hauptsächlich an der Tatsache, daß eine inhaltliche, konsequente Kritik das Fan-Dasein unweigerlich zunichte machen würde: der offene Kritiker müßte sich, sobald er die Mechanismen durchschaut hat, erschrecken von seiner Lektüre abwenden. So findet sich in den Leserbriefen nur formale Kritik, diese allerdings umso heftiger und häufiger: der Leser Karl Stöber aus Bochum in Heft 475: "Ich möchte Ihnen mitteilen, daß in Ihrem Romanheft Nr. 463 ein mathematischer Fehler unterlaufen ist. Sie gaben für den 16,43 cm großen, aber in seinen Körperproportionen einem Normalterraner gleichenden Siganesen Harl Dephin ein Gewicht von 810 Gramm an. Ein mathematischer Lehrsatz besagt, daß das Volumen eines Körpers sich um den Faktor $k-3$ verkleinert, wenn die Linearmaße um den Faktor $k-1$ verkleinert werden. Das Durchschnittsgewicht eines 1,65 m großen Menschen beträgt 65 kg. Bei einem Siganesen sind die Linearmaße um $1/10$ verkleinert: Nach dem oben angeführten Lehrsatz verringert sich dann das Volumen und auch das Körpergewicht um den Faktor $10-3 = 1/1000$. Der Siganesen hätte damit ungefähr ein Gewicht von 65 Pond."

Auch mit Handlungsvorschlägen spart man in Leserkreisen nicht. Manfred Scholling aus Hamburg schreibt: "Warum erlebt Bully (eine Romanfigur; d. Verf.) nicht soviel wie Perry Rhodan? Perry Rhodan flog zu den Cappins, dort erlebte er viele Abenteuer. Er war auch nach M 87 verschlagen worden. Bully hingegen muß bei der Heimatflotte bleiben. Hier mein Vorschlag: Bully könnte auch einmal verschleppt werden, mit Gucky, Atlan und Fellmer Lloyd, dann müßte Perry

Rhodan nach ihnen suchen. Und noch eins: Warum wird der Geburtstag Perry Rhodans und Bullys nicht gefeiert?"

Die fehlende Geburtstagsfeier scheint überhaupt einiges Mißfallen zu erregen: Der Leser Edilbert Kirk aus Lübeck in Heft 282: "Haben Sie schon daran gedacht, daß Perry Rhodans 500. Geburtstag näher rückt? Atlan fand in Band 50 heraus, daß Perry Rhodan am 17.6.1936 geboren wurde. Die Handlung hat jetzt das Jahr 2436 erreicht."

Die Namen und Interessengebiete der *Perry Rhodan*-Clubs verbürgen nicht weniger, wes Geistes Kind die implizite Ideologie dieser Serie ist: PRC Mutantenkorps, Tönisvorst; PRC Titania, Herne; PRC Gelbe Eroberer, Dortmund; PRC Thunderbolts, Dortmund; PRC Energiekommando, München; PRC Solare Abwehr, Elfstadt; PRC Terra Masters, Kiel; PRC Hüter des Lichts, Weerden; PRC Solares Imperium, Oy; PRC Conqueror of Space, Solbad Hall; PRC Die Unsterblichen, Göggingen; PRC Mutantos Gigantos, Stuttgart, und so weiter. Die Interessengebiete der einzelnen Clubs in stark geraffter Form (fast jedes einzelne Interessengebiet tauchte 2 - 3 Dutzendmal auf): UFOs, Astrophysik, Kosmonautik, Erich von Däniken, Raketentechnik, Atomphysik, Astronomie, Modellbau von Plastikraumschiffen, Fotografieren von Szenen aus *Perry Rhodan*-Heften, Bau von Raumschiffen (!), Raketenbau, Physik, die Zukunft der Raumschiffe (?), Parapsychologie, Weltraumtechnik, Informationen "über den Weltraum", moderne und utopische Hand- und Faustfeuerwaffen, Chemie, Basteln, utopische Defensiv- und Offensivwaffen, Planung, Ausführung und Bau flugfähiger Raketen und UFOs, Militärtechnik, Erstellen von Rißzeichnungen von fiktiven Raumschiffen, und man hat "gute Beziehungen zur UFO-Studiengemeinschaft in Wiesbaden."

Interessant ist weiterhin, daß weit mehr *Perry Rhodan*-Clubs auf dem Lande als in den Großstädten existieren, was wohl auf das mangelnde Kulturangebot der kleinen Gemeinden zurückzuführen ist, die privatgesellschaftliche Interaktion nur im Kegelerverein und im Kirchenchor bietet, um es überspitzt zu formulieren, so daß der Drang zur Konsolidierung sich in Fan-Clubs aller Art niederschlägt. Dies stützt auch unsere These, daß der *Perry Rhodan*-Leser nach unserer Anzeigen-Statistik als kontaktarm einzustufen ist.

Kontaktarmut, Verklemmtheit und vor allen Dingen Profilierungssucht kommen in den Leserbriefen zum Ausdruck. Rudi Neugebauer aus Wien in Heft 385: "... mitunter lesen wir die PR-Romane auch in den Schulpausen, und nicht nur unsere Mitschüler, sondern auch die Professoren rufen mich immer wieder an: "Perry, komm doch

mal an die Tafel!" Und die Leserin Aloisa Krause aus Westberlin in Heft 562: "Ich wollte mich nur in Erinnerung bringen, da ich ebenfalls bereits im vierundsiebzigsten Lebensjahr bin und doch ein begeisterter Leser Ihrer Perry-Rhodan-Serie. Das große Märchen des Lebens verliert nie seinen Zauber – bis zum letzten Atemzug. Dazu kommt: Der Mensch ist das terranische Stehaufmännchen, er schätzt keinen kontinuierlichen Entwicklungsverlauf, sondern will immer neu beginnen, d. h. die Verheißung des unbefangenen Kindes von neuem erleben."

Dies "sich-in-Erinnerung-bringen-wollen" gegenüber einer anonymen Leserschaft erlaubt wohl die Annahme, daß die Autorin o. a. Briefes nicht eben viele Kommunikationsmöglichkeiten hat. Auch der Gebrauch von Leerformeln wie "das große Märchen des Lebens" oder "die Verheißung des unbefangenen Kindes" in Anlehnung an den Stil der PR-Autoren zeigt, wie stark das Denken in kosmischen Dimensionen in kosmischem Geschwätz befangen ist. Es soll zum Abschluß gesagt werden, daß den Verfassern dieser Arbeit nicht daran gelegen ist, die Autoren der Leserbriefe in irgendeiner Art zu diffamieren. Gezeigt werden sollte vielmehr, welches Gedankengut diese Art von Science-Fiction-Literatur vorbereitet, und dabei wollten wir uns mit der Textarbeit allein nicht begnügen. Diese Arbeit will nicht von der hohen Warte des Literaturkritikers aus mit Akribie die sogenannte Trivialliteratur hohnlächelnd sezieren (dazu müßte nicht nur inhaltlich, sondern auch formal sprachlich untersucht werden). Gezeigt werden sollte vielmehr, wie gefährlich sich diese Art Literatur auf das Denken der Leserschaft auswirken kann, indem sie hinter verbaler und scheinbarer Fortschrittlichkeit geballte Reaktion in die Köpfe bringt.

Anmerkungen:

- (1) München 1973, S. 20.
- (2) Sämtliche Zitate aus: "Warum Fans", von Reinhard Merker. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Spekulative Thematik (AST), Bremerhaven 1972.
- (3) "Alles über Perry Rhodan", München 1973.
- (4) "Solar System", Zeitschrift des PRC Frankfurt, Frankfurt/Main 1969.
- (5) Merker, "Warum Fans"
- (6) ebenda
- (7) zit. nach: W. Röhl, "Bruder des 3. Jahrtausends", in "Konkret" 11/1969, S. 21.



Walter Ernstings Hurrican

von Hans Joachim Alpers

Produktionsrahmen

Insgesamt zehn (oder elf, wenn man den einen Doppelband berücksichtigt) Heftabenteuer mit den Raumprospektoren Bill Hawkins und Ted Ringer sowie deren Raumschiff HURRICANE (bisweilen auch HURRICAN) sind in den Jahren 1959 bis 1968 in unregelmäßigen Abständen erschienen und werden z. Z. in der Reihe TERRA-ASTRA neu aufgelegt. Die beiden ersten Titel erschienen in der Reihe TERRA, die nächsten sechs bei UTOPIA, die restlichen wieder in TERRA. Walter Ernsting, der Autor dieser Hefte, benutzte für UTOPIA STIRBT und PLANET DER 1000 WUNDER ursprünglich das Pseudonym "Fred Mc Patterson", während die späteren Romane unter "Clark Darlton" liefen.

Auf den ersten Blick also schon einige Kuriositäten. Die Verlage Pabel (UTOPIA) und Moewig (TERRA) waren damals noch nicht in der Hand des Bauer-Konzerns, sondern Konkurrenten. Ernsting pendelte zwischen den beiden Verlagen hin und her, als Redakteur und als Autor. Gelegentlich trieb er es jedoch mit beiden, in seiner stürmischen Zeit, in der HURRICANE-Zeit.

"Als ich die beiden ersten Bände schrieb, durfte Pabel nicht wissen, daß ich sie für Moewig schrieb, daher das Pseudonym. Dann war ich wieder bei Pabel, schließlich ging ich erneut zu Moewig. Es war schwer damals, so sein Geld zu verdienen, die Honorare waren mies, etwa um die DM 500,-. Eigentlich klappte es nur, weil ich so pendel-

te. Merkte der eine, daß ich für den anderen tätig war, griff er wieder zu. Eine recht harte Zeit zwischen 'kapitalistischen Machtblöcken', wenn Du so willst. Ich war (und bin) nichts anderes als ein Lohnempfänger, aber das ist bei Carlos Rasch in der DDR auch nicht anders, nur darf er den Mund nicht aufmachen, sonst sitzt er schon in der Klemme."

(Walter Ernsting in einem Brief vom 14.9.76 an den Verfasser)

Der Vollständigkeit halber (und vor allem deshalb, weil Ernsting damit vorhergehende Aussagen relativiert) wurde der Rest des letzten Satzes ebenfalls wiedergegeben. Das Verhältnis der DDR zu einigen ihrer Autoren kann nicht Thema dieses Artikels sein – aber zumindest hinkt der Vergleich, wenn es um die materielle Lage der Autoren geht: Ein DDR-Autor kann seinen Lebensunterhalt bestreiten, ohne daß er gezwungen ist, ein bis zwei Romane pro Monat abzuliefern.

Und Ernsting war gezwungen, Romane am Fließband zu produzieren. Zitat aus einem Interview mit Walter Ernsting:

"Da nehmen wir einmal einen ganz normalen HURRICANE-Roman. Die sind alle in einer Woche entstanden. . . . Also habe ich ungefähr 15 Seiten am Tag geschrieben, das sind 30 000 bis 35 000 Anschläge. Und gerade bei diesen Romanen wußte ich überhaupt nicht, was kommt, was als nächstes geschah. Die habe ich einfach so hinge-

schrieben, wie ich sie erlebte . . ."

(MUTANT 9, Kitzingen o. J., S. 108)

In diesem Interview verrät Ernsting auch, daß er noch niemals Manuskriptseiten in den Ofen gesteckt hat, weil sie ihm nicht gefielen. Selbst wenn er das bemäntelt (soo schlecht sei noch nie etwas gewesen) – ausschlaggebend ist wohl, daß sich ein Autor von Heftromanen in der Regel so etwas einfach nicht leisten kann. 10 oder 15 Seiten Text bedeuten mindestens einen Arbeitstag (inklusive Vorarbeiten meistens mehr), bedeuten etwa hundertfünfzig Mark. Und hundertfünfzig Mark weniger im Monat sind eben mal hundertfünfzig Mark weniger – für einen Lohnarbeiter, wahrscheinlich nicht die Summe weniger, für die er sich Aktien kauft, sondern die Summe weniger, die für den Lebensunterhalt nötig ist. Das sind die Verhältnisse, in denen Ernsting und seine Kollegen leben – ohne daß sie in der Regel diese Verhältnisse in Frage stellen.

Handlungsrahmen

Nach Ernstings Einschätzung zählen die HURRICANE-Romane nicht eben zu seinen besten Titeln. Wollte jemand über ihn als Schriftsteller Gericht halten (niemand will es hier), dann müßte er auch die Titel berücksichtigen, Jugendbücher etwa, auf die der Autor nach eigenen Angaben mehr Mühe und Sorgfalt verwendet. Aber hier soll ja nichts anderes versucht werden als eine Zuordnung der HURRICANE-Romane zu vergleichbaren Serienabenteuern sowie eine Einschätzung der bewußt und

unbewußt transportierten Ideologie. Das Umfeld bleibt in sämtlichen Abenteuern das gleiche: Auf der geeinigten, kapitalistischen Erde gibt es eine Weltregierung, der als Ordnungsinstrument nach innen und außen eine "Terrapolic" untersteht. "Außen" steht für Weltall, denn man kontrolliert einen kosmischen Machtbereich von 50 Lichtjahren im Umkreis der Erde. Chef der Truppe ist ein Admiral Warner, den Ernsting als Rauhbein mit weichem Kern verstanden wissen will. Ab Band 3 ist Warner stets mit dabei. Ringer und Hawkins sind eng befreundete Prospektoren, die im All nach seltenen Metallen suchen und darauf hoffen, daß sie eines Tages das ganz große Geld machen und sich auf einer eigenen Insel zur Ruhe setzen können. Im ersten Band machen sich die Freunde

los sehr teure Schiff bezahlt hat. Und warum es ihm zufiel (und nicht etwa einem finanzstarken Konzern?) Man stelle sich übrigens mal vor, die Bundeswehr würde beim Küstenschiffer Jupp Jawollja anfragen, ob er nicht mal kurz dazu bereit sei, mit seinem Atom-U-Boot einen Sondereinsatz zu fahren, da sich der Staat solch ein schnelles Schiff nicht leisten könne...

Die Abenteuer enden stets damit, daß Hawkins und Ringer die ihnen gestellte Aufgabe lösen, wobei Ernsting es allerdings vermeidet, die beiden als übertriebene Supermänner darzustellen. Hawkins gilt innerhalb des Teams als tonangebend, er trifft in der Regel die Anordnungen, er ist Kommandant und Eigner des Schiffes. Ringer wird dagegen mehr als dumm und lustig

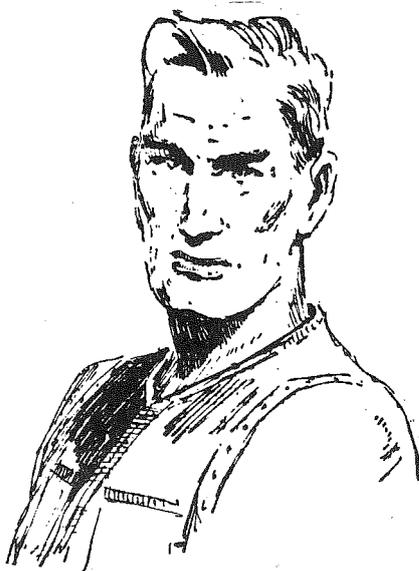
CANE angesetzt und entwickelte eigene und höchst gegensätzliche Auffassungen vom Aussehen der beiden Helden.

Serienmerkmale

Serien und Zyklen der Unterhaltungsgenres ketten die Autoren nicht nur an vorgefertigte Schablonen (die häufig nicht einmal von ihnen selbst stammen), sondern lassen ihnen auf der anderen Seite auch eine kleine Chance, ihre Sache überzeugender zu vertreten. Gemeint ist, daß – unter den Bedingungen der Fließbandproduktion – die mehrmalige Verwendung gleicher Personen, Hintergründe und Handlungselemente für den Autor selbst (und den Leser) größere Plastizität seiner eigenen Phantasiewelt bedeuten kann. Nach ein oder zwei Bänden "eingelebt", bleibt ihm die Chance, diese Welt mit Details anzureichern, die sonst unterblieben wären, Widersprüche auszuräumen, den handelnden Personen ausgeprägtere Konturen zu geben. In der Theorie. Ernsting nutzte diese Vorteile für seine HURRICANE-Abenteuer nicht einmal im Ansatz, hatte offensichtlich auch gar nicht den Ehrgeiz. Für ihn bedeutet das Serienklichee schlicht, daß er weniger nachdenken muß, d. h. die schon benutzten Elemente einfach nur umzugruppieren hat, um einen weiteren Roman zu schreiben. Die Folgebände der Serie wurden nicht besser, sondern in der Regel immer schwächer (abgesehen vom letzten Band, DIE GRAVITATIONSSONNE, der, von den Namen der Protagonisten mal abgesehen, wenig mit den üblichen HURRICANE-Abenteuern gemein hat). Die einzelnen Romane bauen nicht aufeinander auf – mit der Ausnahme des Doppelroman DAS RIFF DER ANDROMEDA und der Tatsache, daß KOSMISCHER SCHWINDEL eine späte Fortsetzung von STADT DER AUTOMATEN ist. Vielmehr werden laufend Widersprüche produziert. Keine der Entdeckungen, Zeitspielereien und sonstigen Erkenntnisse haben Einfluß auf Folgebände. Und penetrant wird immer wieder behauptet, es sei noch niemals jemand außerhalb der 50-Lichtjahre-Zone gewesen – obwohl sich die HURRICANE Roman für Roman dort aufhält!



Bill Hawkins



Bill Hawkins

sozusagen um das "Vaterland" verdient, werden ehrenhalber zu Offizieren der "Terrapolic" ernannt und fortan immer mit besonders schwierigen Aufgaben betraut. Der typische HURRICANE-Roman sieht so aus: Hawkins und Ringer müssen bei Warner erscheinen, trinken dem dessen besten Schnaps weg und erhalten den Auftrag, einem Phänomen jenseits der 50-Lichtjahre-Grenze nachzuspüren. Eine wichtige Rolle spielt dabei stets, daß die HURRICANE – einst im Besitz der Flotte, dann aber aus unbekanntem Gründen an Hawkins verkauft (UTOPIA STIRBT, S. 1) – zwar ein Schiff "älterer Bauart" (PLANET DER 1000 WUNDER, S. 1) erstaunlicherweise aber dennoch das schnellste Schiff der Erde ist (DER EISENFRESSER, S. 5). Wenn man das schluckt, so bleibt immer noch die Frage, wie Hawkins als einer der beiden Schatzsucher (die ihr Glück ja erst noch machen wollen) das zweifel-

dargestellt. Dieses gegensätzliche Paar ist ja weithin beliebt in der Trivialliteratur, ob nun in SF-, Comics- oder Mantel- und Degen-Geschichten, Frauen spielen in diesen Romanen keine Rolle – abgesehen von PLANET DER 1000 WUNDER, wo ein Energiewesen die Körper menschlicher Mädchen annimmt. Für die Heftverhältnisse von 1959/60 ging Ernsting in diesem Roman sogar bemerkenswert weit: "Ihr Umhang war verrutscht und zeigte den Ansatz ihrer zarten Brüste" (PLANET DER 1000 WUNDER S. 27). Schließlich macht Ernsting ziemlich deutlich, daß es mit den "Mädchen" zum Geschlechtsverkehr kommt. Was den Prospektoren sehr gefällt, zumal die Partnerinnen ihre Aufgabe darin sehen, ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. Kurios am Rande: Pabels genialer Innenillustrator (der gelegentlich auch mal Titelbilder machte und heute offenbar Erbers SF-Reihe "verschönern" hilft) wurde mehrmals auf HURRI-

Stil

Ernstings frühe Romane (etwa UFO AM NACHTHIMMEL u. a. UTOPIA-Großbände) sind ein bißchen betulich geschrieben und hätten einen etwas strafferen Stil vertragen können. Später paßte sich der Autor den Gesetzen der Heftliteratur an und übererfüllte sie mit einem übertriebenen knappen Stil. Er schrieb superkurze Sätze mit zwei oder drei Wörtern. Unvollkommene Sätze. Etwa so. Manchmal. Ernsting wendet einen solchen Stil an, er beherrscht ihn aber nicht. Mit ande-

ren Worten: Die knappe Form wird selten als bewußtes Stilmittel eingesetzt, sondern taucht eher zufällig auf. Ansonsten ist Ernstings Sprache nicht sehr bildhaft; er ist kein guter Erzähler. Er schludert leicht und neigt zu Stilblüten.

Einige Beispiele (alle aus STADT DER AUTOMATEN):

“Das Tonband lief aus und schaltete sich automatisch ab.” (S. 6) Schaltete sich nicht das Tonbandgerät ab?

“Vor dem Bug stand ein Sonnensystem mit drei Planeten. Bill mußte ein wenig nach rechts ausweichen, wollte er nicht direkt hineinfliegen.” (S. 9) Das klingt wohl eher nach einer Fahrt im Auto-Scooter als nach einer Raumfahrt.

Und was, bitte, sind “brüllende Schreie” (S. 9)?

“Eine Weile schwiegen sie, während die Sonne näherrückte und der äußere Planet an ihnen vorbeizog . . . Der zweite Planet jedoch . . . rückte genau in die Mitte des Bildschirms und wurde sichtlich größer.” (S. 10) “Der Planet wurde größer und größer.” (S. 13) “Der Ring des Kontinentes verbreiterte sich.” (S. 13) Was soll man dazu sagen? Wenn der Autor nicht gerade neue Naturgesetze entwickeln möchte und auch sonst nicht meint, daß jemand all diese Himmelskörper aufbläst, damit sie größer werden – dann sollte die Forderung an einen Schriftsteller erlaubt sein, klarzumachen, wann etwas größer wird (ein Kind zum Beispiel, das heranwächst) bzw. wann es dem Auge des Betrachters nun so erscheint.

“Die rechteckigen Löcher waren offen.” (S. 16) Das haben Löcher so an sich, nicht wahr?

“Die Räume waren leer und wiesen nicht die geringste Einrichtung auf.” (S. 17) Auch das ist bei leeren Räumen meistens so. Woran der Autor nicht zu glauben scheint, denn er fährt fort: “Kahl und leer boten sich die Zimmer den Augen der beiden Raumfahrer.”

Militär

Ernsting hält sich einiges darauf zugute, daß er – im Gegensatz zu seinem Kollegen Scheer – Versöhnliches und Antimilitaristisches von sich gab. Tatsächlich gibt es die stumpfen Kommissköpfe und glitzernden Waffenbrutalos bei ihm selten in positiven Rollen. Noch seltener verdichtet sich die Handlung allerdings zu einer zwingenden antimilitaristischen Aussage. Ernstings Engagement reicht nur so weit, daß er den (z. B. von Scheer offen vertretenen) Militarismus relativiert. Er steht mehr auf dem Boden einer Ideologie moderner Militärs, die den “technischen Fachmann” oder gar den “Bürger in Uniform” propagieren und Kadavergehorsam für überflüssig, wenn nicht hinderlich halten. Das sind aber letztlich Oberflächlichkeiten, Feinhei-

ten, solange über den Einsatz von Militär zu ganz bestimmten, etwa imperialistischen Zwecken nichts gesagt wird.

Und die imperialistischen Ziele der Erde treten in den HURRICANE-Abenteuern immer wieder deutlich hervor, wenn es um die Erweiterung des Machtbereichs oder um Marktanteile am interstellaren Handel geht.

stellt sich Ernsting auf die Seite der zivilen Protagonisten Hawkins und Ringer – macht aber sofort einen Rückzieher. Beide erhalten “ehrenhalber” militärische Dienstgrade. Sie tragen keine Uniformen, wohl aber ihre Rangabzeichen (und nutzen durchaus die Möglichkeit, aufgrund des Dienstgrads Befehle geben und Macht schnuppern zu dürfen.) In UTOPIA STIRBT heißt es:



Ted Ringer



Ted Ringer

“Bill war alles unsympathisch, was mit der Raumflotte zusammenhing. Er haßte den militärischen Zwang und die sogenannte Disziplin.” (S. 47) Aber auch (ein paar Seiten weiter):

“Bill Hawkins aber lachte breit, erhob sein Glas und prostete den Männern zu. ‘Auf euer Wohl, Kameraden! Lang lebe die Raumflotte!’” (S. 61) (Das ist dann nach der Verleihung der “Ehrentitel”.) Und in KOSMISCHER SCHWINDEL wird sogar militärisches Gehorsamsritual wohlwollend zur Kenntnis genommen:

“Der Leutnant und die beiden Sergeanten nahmen unwillkürlich Haltung an, als er die Zentrale wieder betrat.” (S. 7)

Und Admiral Warner, anfangs als unsympathischer Kommisskopf charakterisiert, mausert sich schnell zu einem etwas knorrigen, aber gutherzigen Saufbruder, wird zur väterlichen Respektperson, bullig, aber fachlich eine Autorität.

Im Doppelroman DAS RIFF DER ANDROMEDA stellt Ernsting das Militär sogar als friedliebend dar, während die Kriegshetze von der gewählten Weltregierung ausgeht (!).

Freunde und Feinde

“Die Xomos ist eine eroberungsliebende Rasse.” (KOSMISCHER SCHWINDEL, S. 6)

“Mit brutaler Gewalt beherrschen sie andere Rassen und vergrößerten ihr Reich. Sie haben schreckliche Waffen, und sie werden das Universum erobern, wenn ihnen kein Einhalt geboten wird.”

(KOSMISCHER SCHWINDEL, S. 31)

“Eine kluge Rasse, die Terraner”, lobte er widerwillig.” (KOSMISCHER SCHWINDEL, S. 62)

“Spitze Ohren – pfui Teufel! Wer

weiß, was er sonst noch hatte.” (STADT DER AUTOMATEN, S. 37)

In solchen Äußerungen steckt schon der halbe Rhodan;

In den meisten Romanen geht es um Auseinandersetzungen mit Extraterrestriern, wobei Ernsting im wesentlichen zwei Typen unterscheidet: Gutmeinende, die im Interesse einer spannenden Handlung zunächst mißverstanden werden und Böswillige, die durch nichts in der Welt von ihren finsternen Machenschaften abzubringen sind. Es handelt sich dabei – wohl gemerkt – nicht um einzelne Wesen, sondern immer gleich um ganze Rassen. Im ersten Roman, UTOPIA STIRBT, kommen gleich beide Typen vor: Die Utopier haben die HURRICANE entführt und wollen Hawkins und Ringer dazu bewegen, für sie Waffen zu besorgen. Sie werden von mörderischen Aggressoren bedroht. Da sie aber nicht den Beweis für diese Bedrohung erbringen, können sich die

beiden Prospektoren lange nicht entschließen, den Utopiern zu helfen. Als sie dann doch mit der irdischen Raumflotte zum Planeten zurückkehren, haben die Bösen schon zugeschlagen. Alles wurde vernichtet, die Mörder sind verschwunden.

“Wir werden ihr Versteck aufstöbern und die ganze Rasse vernichten. Grausam – jawohl! Aber gerecht!” (UTOPIA STIRBT, S. 59)

Böse Invasoren kommen auch in STADT DER AUTOMATEN vor. Hier trifft man auf Roboter, die seit Jahrtausenden den von seinen ursprünglichen Bewohnern längst verlassenem Planeten gegen spitzohrige Feinde verteidigen. Da sich die Terraner als Abkömmlinge der “alten Rasse” erweisen, dürfen sie den Laden übernehmen. KOSMISCHER SCHWINDEL ist die Fortsetzung. Die Spitzohrigen (Xomos heißen sie) suchen nach der Erde, um sie zu erobern (weil sie halt so böse sind; ein materieller Grund wird nicht genannt). Da sie aber nicht nur böse, sondern auch über alle Maßen dumm sind, gelingt es Hawkins und Ringer, sich als Abgesandte eines mächtigen Sternereiches auszugeben und sie zu verschaukeln. In DAS RAUM-ZEIT-EXPERIMENT gibt es eine “Wespen-Rasse”, die kurzweilige Funksignale nicht vertragen kann, wodurch es aus Versehen zu einem Konflikt kommt. Zwar kommt es zu einer gütlichen Einigung allerdings erst nach grausamen Verlusten der Fremden, die uneinsichtig immer wieder angreifen, obwohl sie schließlich begreifen müßten, daß sie hilflos sind gegen die vermeintliche Waffe. In PLANET DER 1000 WUNDER umspannt ein unsterbliches Energiewesen einen ganzen Planeten, fühlt sich einsam und gelangweilt und nimmt schließlich – nach der Notlandung von Hawkins und Ringer – nicht nur Mädchengestalt, sondern veranstaltet mit seinen Phantomkörpern auch



blutige Kriegsspiele, bis wieder mal Böslinge eintreffen, die den Kosmos beherrschen wollen. Bei beiden Romanen fällt auf, daß Ernsting, wenn er gutwillige Rassen schildert, gewissermaßen als Ersatz besonders brutale Kampfszenen beschreibt (im letzteren Roman mit der frohen Botschaft: Sind ja keine echten Toten...)

RASTOR 3 – SENDEN SIE! bietet insofern eine Abwechslung, weil die Feindrasse durch ein Robot-Forschungsschiff ersetzt wird. Es besteht aus Antimaterie und besteht uneinsichtig darauf, auf der Erde landen zu wollen, obwohl dies die Zerstörung der Erde bedeuten würde. Wer hat ihn beauftragt? Na? Richtig, erobrerungswütige Schurken aus dem fernen All. Er wird verarscht wie die Xomos und zerstört sich schließlich selbst. Bleiben noch DER EISENFRESSER, DAS GEHEIMNIS DER HANDELSFLOTTE und der Doppelroman DAS RIFF



DER ANDROMEDA. Im EISENFRESSER gibt es eine Riesenamöbe, die Metall frißt, aber im Vordergrund steht hier eine Piratenstory (insgesamt vielleicht der formal schwächste Roman, der das Titelthema erst auf den letzten Seiten behandelt, weil Ernsting die Piratenhandlung unkontrolliert und banal auswuchern läßt. DAS GEHEIMNIS DER HANDELSFLOTTE ist ein Agentenroman, in dem Hawkins/Ringer eine fremde Rasse daran hindern, eine eigene Raumfahrttechnik zu entwickeln, die Revolution der gegen terranischen Imperialismus eingestellten Kräfte zum Scheitern bringen und damit die Kolonialwelt für das Imperium retten.

DAS RIFF DER ANDROMEDA reiht mehrere kürzere Planetenabenteuer aneinander, wobei als roter Faden eine Suche nach einer verschollenen Rasse im Hintergrund steht. Nach der Ent-



deckung eines Satelliten der Fremden kommt eine Notlandung, dann ein Planet mit Vogelmenschen, Tempeln und einstigen Robotern der Fremden, schließlich der Andromeda mit den Fremden, die knochenharte kapitalistische Händler sind und die ganze Milchstraße als “Kolonialgebiet” beanspruchen. Unter Druck sind die Profitgrabscher aber konzessionsbereit und erlauben den Terranern die “Entfaltung” zur eigenen Glorie. Sie dürfen sogar die Leitstation der Fremden benutzen. Und die Fremden sind aus ihren früheren Erdbesuchen die Teufel und anderen mythologischen Fabelwesen der menschlichen Sagenwelt. Und DIE GRAVITATIONSSONNE schließlich durchbricht das bisherige Schema, denn hier geht es allein um eine Rettungsaktion für die Besatzung eines gestandenen Raumschiffs, wobei der Ort des Geschehens alle 14 Tage von einer den Planeten umkreisen-



den Flutwelle heimgesucht wird. Vielleicht der Roman unter allen, gegen den am wenigsten einzuwenden ist, wenngleich Darlton das Thema verschonkt.

Schlußsätze

“Irgend etwas muß darunter liegen – aber was?” (STADT DER AUTOMATEN, S. 20)

Drücken wir es so aus: Ein bißchen Wille ist vorhanden, aber viele Vorurteile und gesellschaftspolitische Konfusion verdichten sich vorwiegend zu “menschheitsimperialistischen” Aussagen. Die Verwandtschaft mit Perry Rhodan ist nicht zu leugnen.

Bibliographie:

UTOPIA STIRBT . . . (Fred McPatterson), Terra 49, Moewig, München
 PLANET DER 1000 WUNDER (McPatterson), Terra 76, Moewig, München
 STADT DER AUTOMATEN (Clark Darlton), Utopia-Zukunftsroman 263, Pabel, Rastatt
 DAS RAUM-ZEIT-EXPERIMENT (Darlton), UZ 292, Pabel, Rastatt
 RASTOR 3 – SENDEN SIE! (Darlton), UZ 301, Pabel, Rastatt
 DER EISENFRESSER (Darlton), UZ 319, Pabel, Rastatt
 DAS GEHEIMNIS DER HANDELSFLOTTE (Darlton), UZ 329, Pabel, Rastatt
 KOSMISCHER SCHWINDEL (Darlton), UZ 335, Pabel, Rastatt
 DAS RIFF DER ANDROMEDA, Teil 1: DIE SPUR DER FREMDEN, Teil 2: DIE GÖTTER SIEGEN IMMER (Darlton), Terra 430, 431, München
 DIE GRAVITATIONSSÖHNE (Darlton), Terra 554, Moewig, München



Whisper

Schallplatten

Für die “Jugendserie” ihrer sogenannten EUROPA-Schallplatten hat die Miller International Schallplatten GmbH auch einige SF-Hörspiele fabriziert, denen man mühelos anmerkt, warum sie billiger sind als eine handelsübliche Pop-Single. Man höre sich nur einmal “Raumschiff UX 3 antwortet nicht” von Bert Varella (St. 1155733) Hans Clarin spricht da einen gewissen “Commander Tex Terry” auf eine naive Weise, die diesem Namen schlichtweg gerecht wird, man schwafelt munter von der “Galaxie Terra, Planet Erde”, der “extragalaktischen Art der Zusammensetzung eines Raumschiffs” und gebraucht markige Redensarten wie “Ei verflixt”, “Verflixte Gemeinheit”, “Donnerwetter, begabtes Kind!”. Eine telepatische Stimme nuschtelt vor einem Background aus Gezische und Geflirre, für den gar kein vernünftiger Anlaß besteht. Man weiß nicht recht, was für Jugendliche das sein sollen, die sich einen so kindischen Schmus länger als drei Minuten anhören, bevor sie die Platte kaputtzuschmeißen und sich in die nächste Diskothek wen zum Bumsen suchen gehen.

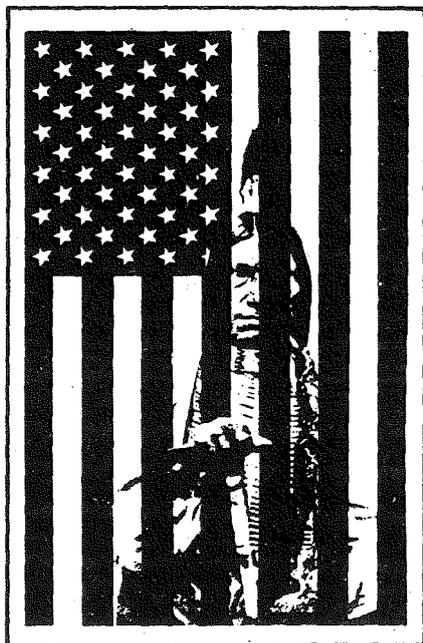
Eine Serie innerhalb der “Jugendserie” ist H. G. Francis’ *Commander Perkins*, in deren dritter Folge – “Das Geheimnis der Ufos” (St. 1155636) – man “mit dem Dimensionsbrecher durch Zeit und Raum” rauscht. Die “Ufos” gehören “Weganern”, deren Rede hauptsächlich “Brrgglll-wrrgglll” lautet, und die ein paar Schäden auf der “guten, alten Erde” anrichten; bei dieser Gelegenheit taucht ein “Farmer” auf (Sprecher: Rudolf Walther), der dem Bauern Piepenbrink vom WDR-Schulfunk in keiner Beziehung nachsteht. Die 4. Folge – “Bordon, der Unsterbliche (St. 1156004) – strapaziert uns mit dem Bermuda-Dreieck, das nun doch allmählich jedem im Halse querhängt, man wandt durch die Dimensionen, versieht sich mit “Amuletten” und redet viel vom Frieden, um dem wirren Getue irgendeine Legitimation anzukleben. Friedenswille und Friedensliebe werden hier als Etiketten verschlissen, in hohlen Phrasen mißbraucht, die eine tatsächlich aber aggressive Handlung notdürftig bemänteln. In Terra Astra 4 konnten wir über H. G. Francis lesen: “Francis, ein eingeschwoener Antimilitarist, wird also hoffentlich noch öfter Gelegenheit haben, gegen politische und militärische Borniertheit, geistige Massenverkrümmung” (soll wohl heißen: massenweise Geistesverkrümmung) “und modischpolitische Programmierung zu schreiben.” Man kann beim besten Willen nirgendwo feststellen, daß Francis dies schöne Schelwokot-Wort beherrzigt hät-

te. Die Untermalung zu diesen Kasperstücken hat ein Bert Brac beigetragen, eine Art von Gespenstermusik mit “Raumschiff Orion”-Anklängen. Die Regie lag bei Heikedine Körting, die Künstlerische Gesamtleitung (!) hatte ein Dr. Beumann. Für Komplettesten, die sich ja bekanntlich durch nichts abschrecken lassen, wollen wir hier erwähnen, daß die Miller GmbH ferner folgende SF- und ähnliche Schallplatten anbietet: 1. und 2. Folge von “Commander Perkins” (St. 1155610 und 1155628), Jules Vernes “In 80 Tagen um die Welt” (St. 1155580), Bram Stokers “Dracula” (St. 1155865) und “Schauergeschichten” nach Edgar A. Poe (Nr. unbekannt); Augenzeugenberichten zufolge soll an diversen Wühltischen auch noch eine zweite “Perry Rhodan”-LP gesehen worden sein. Allen anderen Lesern wollen wir hier als völlig kostenfreien Bonus folgenden Geheimtip geben: mit einer Sammlung dieser Platten und einem guten Tropfen bzw. Faß Bier kann man einen ganzen Abend lang pausenlos Lacherfolge auch bei mehreren Personen erzielen.

Eine ebenso hörensweite, aber viel schönere Anschaffung ist Jeff Waynes “Musical Version of The War of the Worlds” nach H. G. Wells (CBS 96000). Das Album umfaßt zwei Platten, “The Coming of the Martians” und “The Earth Under the Martians”, außerdem ein Heftchen mit den Texten sowie Bildern von Peter Goodfellow, die teils recht eindrucksvoll sind, teils aber auch übler Kitsch. Platte I hat auf Seite 1 ausschließlich das Stück “The Eve of the War”, die musikalisch und auch in ihrer ästhetischen Gesamtheit stärkste Leistung des Albums. Das Stück war wochenlang von vielen niederländischen Rundfunksendern ständig und häufig in den von jüngerem Publikum frequentierten Lokalen der Düsseldorfer Altstadt zu hören. Die literarische Vorlage hat damit eine musikalische Entsprechung erfahren, die so stimmungssicher das Geschehen durchdröhnt, daß man fast zu sagen geneigt ist, auch Wells hätte daran seine Freude gehabt. Leider jedoch ist der Rest gekennzeichnet durch störende Unstimmigkeit. Die Stücke “Forever Autumn” und “Thunder Child” auf der Rückseite sind für das martianisch-martialische Sujet ganz entschieden zu lieblich. Sehr schön interpretiert wird allerdings der martianische Kriegsschrei “Ulla!”, der so klingt, als kotzten fünf Mann zugleich eine Ladung Schinkennudeln aus. Man unterscheidet ihn übrigens vom gleichartig geschriebenen Mädchennamen, indem man den ersten Buchstaben dehnt betont. Seite 3 (Platte II) ist sehr bemerkenswert durch die musikalische Lautmalerei, mit der man die Ausbreitung des “red weed” darstellt, und “The Spirit of Man”, einem Wechselgesang zwischen dem irren Pfaffen

Nathaniel und seiner Frau Beth (Julie Covington, bekannt durch das Musical "Evita"). Seite 4 ist dann wirklich die schwächste und nur noch instrumental interessant. David Essex dürfte für den Song "Brave New World" keine allzu glückliche Besetzung sein, an ihm hat man sich schnell sattgehört. Ausstrahlung verleiht dem Ganzen natürlich Richard Burton als Sprecher: eine saubere Aussprache, wie man sie von einem Schauspieler erwarten darf, der ursprünglich von der Bühne kommt, enorme Ausdruckskraft, die wirklich, wie das Feature des Albums feststellt, "tremendous excitement" bereitet, und eine angenehme Modulation nötigen auch dem kritischen Zuhörer alle Achtung ab. Man begreift's nicht ganz, warum ein Mann wie *Burton* es eigentlich nötig hat, in solchen Schundfilmen wie z. B. jüngst "Die Wildgänse kommen" mitzuspielen. Wahrscheinlich ist das einfach leichtverdientes Geld. Selbstverständlich verhält es sich jedoch keineswegs so, daß neben Burtons Stimme die Musik eine nur "marginale Funktion" hätte, wie es am 23. Sept. 78 ein Roland Kirsch in der mit Moder behafteten Rheinischen Post behauptete; es ist reichlich unbegreiflich, wie dieser Unfähige seine Behauptung rechtfertigen könnte, denn das fragliche Album besitzt sehr wohl eine klare Gliederung, musikalische Themen, die sich wiederholen, wo es angebracht ist, sowie eine dem herkömmlichen Spannungsbogen entsprechende Struktur der Komposition. Mehr kann man von einem Musical, das sich überdies einem so ungewöhnlichen Stoff widmet, nicht erwarten. Kurz gesagt: Waynes "War of the Worlds" ist als Ergänzung zu Wells' Roman, vielleicht sogar zum besseren Einfühlen in den Text, trotz einiger Schwächen zu empfehlen.

Horst Pukallus



FLOH- MARKT

LACHT (Nr. 1, Burg-Con Ausgabe), eine Sammlung gezeichneter SF-Witzchen, zusammengestellt von A. Vejchar, (ca. 1962). - OSTBLOCK SF, SFT-Sonderdruck v. 1968 - IMPERIUM RHODANUM I (1968) und II (1969), kritische Untersuchung der Perry-Rhodan-Clubs - PAUL SCHEERBARTH, SFT-Sonderdruck 1969. - Comic Fan (1974/75), erstes Comic-Infoblatt der Incos, Nr. 1-9 komplett. VAMPIR 1/72-15/77 komplett (SF- und Horror-Filmmagazin).

Die Entwicklung der SF in Deutschland im Spiegel der Kritik:

Jürgen Nowak: DER BUMERANG I (1956-62), II (1963-65), III (1966-72) - R WIE RHODAN (1967). - Alle 4 Exemplare DIN A 4, Ganzleinen, nur komplett, mindestens DM 100,--.

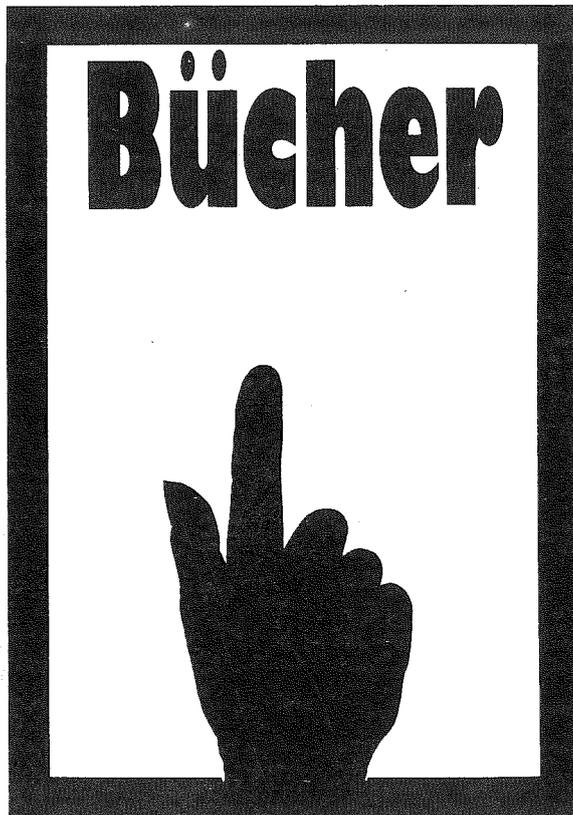
HORST GITTINGER, Wal-lensteinstr. 11b, 7000 Stuttgart 40, sucht: Deutsches von Henry Rider Haggard, John Uri Lloyd: "Epidorpha", A. Conan Doyle: "Das Nebelland", König TB 39, Heyne-Anthos 26, 38, Ullstein-Kriminalmagazin 11, Luther's Horror- & Gruselcabinet 8, Luther's Gruselzeitung 6, 7, 9, diverse Jenkins/Prox-Hefte und Flying Jack kompletto. Kauf oder Tausch gegen ältere SF-Hefte (Terra etc.).

THORSTEN BOCKSHAMMER
Krähenbüschken 32
4330 Mülheim/Ruhr
sucht: komplette (sehr gut) erhaltene MARK-POWERS-Sammlung oder einzelne Bände, Rex Corda 34-38, Ren Dhark Sonderbände, Utopia-Kleinbände 400-420, 590.

LIEBE MUSIK- & TEXTMA-
CHER! Ein neues Musi-
zier- & Lesebuch soll
entstehen. Dafür suche
ich Lieder & Worte,
die sich mit Gitarre &
Mund vortragen lassen.
Es gibt auch ein klei-
nes Honorar. Näheres
bei Ekkehard Lory,
Medienhandwerker, Eli-
senstraße 44, 3000 Han-
nover-Linden.



VEGA - eine Science
Fiction- und Fantasy-
Anthologie in 4 Teilen
1: (erschienen): u.a.
Menschenmaschinen, ei-
ne Analyse der SF-
Story von Jack Willi-
amson.
2: "Sar Ubo", Fantasy-
Novelle des 2fachen
Literaturpreisträgers
Martin Luserke und ein
Artikel über SF-Kunst
von David A. Hardy....
3: "Dasht-i-Margo", ein
Gedichtzyklus von Uwe
Luserke, dazu Artikel
über 2 bekannte SF-
Künstler...
4: 50 Jahre Jack Willi-
amson, ein Autorenpro-
fil. - "Die Stadt in
der Syrtis", SF-Story
von Gerald W. Page....
Alle Bände illustriert
Band 2-4 erscheint 78/
79. Preis pro Band DM
4,50...alle 4 Bände im
Abo DM 16,--. Bezug:
Uwe Luserke, In der Rö-
te 5, 7250 Leonberg 6,
Postscheck Stuttgart
151350-707.



ZUKUNFTSGESCHICHTEN?
SF-Erzählungen
Weltkreis Verlag, Dortmund 1976
Paperback, 142 S.
Nachdem 1974 die Anthologie "Science Fiction aus Deutschland" (Fischer Orbit 43) Interesse und Aufmerksamkeit erreichte, da es sich um die erste rein deutschsprachige Anthologie von diesem Umfang in neuerer Zeit handelte, erschien 1976 eine zwar schmalere, aber nichtsdestotrotz zweifellos noch bemerkenswertere Anthologie, zu der ausschließlich bundesdeutsche Autoren Originalbeiträge lieferten: Jürgen Andreas, Ronald Hahn, Horst Pukallus, Hans Wolf und Thomas Ziegler. Ein Unterschied wird sofort sichtbar. Während "SF aus Deutschland" einen relativ ungeordneten Querschnitt durch die gesamte deutschsprachige SF seit Laßwitz bietet – sozusagen ein Band, worin tausend Blumen blühen –, ist "ZUKUNFTSGESCHICHTEN?"

eine Anthologie, die zum gemeinsamen Thema hat: Nähere Zukunft der BRD. Das Resultat hinterläßt leicht zwiespältige Gefühle. Zwar haben alle fünf Autoren durchaus eigenständige Texte zu diesem Thema verfaßt, aber man gewinnt doch den Eindruck, daß verschiedene Themen dem Buch mehr Vielfalt und Lebhaftigkeit verliehen hätte. Gar manches fällt denn auch sehr düster aus, insgesamt vermittelt der Band eine pessimistische Grundstimmung. H. Wolfs Satire "PRIVILEG" erhellt streiflichtartig eine nahe Zukunft, in der das Management den katastrophalen Individualverkehr den dummen Werktätigen überläßt und selbst schön bequem auf den Schienen fährt. Eine Satire ist eigentlich auch "SOLANGE ES NICHT GEGEN DIE DEMOKRATIE GERICHTET IST" von Ronald Hahn, allerdings eine recht bitterböse, der etwas von der Bissigkeit anhaftet, durch die sich auch

Hahns Story "IRGENDWAS GEHT HIER VOR, ABER SIE WISSEN NICHT, WAS ES IST, NICHT WAHR, MR. JONES" (Story-Reader 9) ausgezeichnet. Da holt doch jemand die Polizei, weil er Flugblätter zum Schutze von Bäumen verteilt hat. Das ist alles andere als unrealistisch, wenn man berücksichtigt, wie im Rahmen der Terroristen-Hysterie in der BRD das Denunziantentum ermutigt und spürbar gefördert worden ist. "UNTER TAGE" von Thomas Ziegler dagegen kann man getrost als völlig unglaubwürdig einstufen, denn das Kapital hat es nicht nötig, Bergarbeiter "UNTER TAGE" mit Sprengungen zu beseitigen, um die Löhne einzusparen; wäre der Verfasser von mehr gesellschaftspolitischem Durchblick beleckt, hätte er festgestellt, daß Bankrotteure heutzutage im Rahmen des staatsmonopolistischen Krisenmanagements die Steuerzahler für alles blechen lassen, was ihnen lästig fällt. So etwas nennt man Privatisierung des Profits bei gleichzeitiger Sozialisierung der Verluste. Eine Story, die wir lieber bald vergessen wollen, ist die Gemeinschaftsproduktion "ZUSAMMENBRUCH" von Ronald Hahn und Jürgen Andreas. Im Gestrüpp von allerlei Peinlichkeiten wie lauter Klischeegestalten kommt es ganz unvermittelt in der BRD zu einer gesellschaftlichen Umwälzung, deren Darstellung als der Inbegriff aller sozialromantischen, spontaneistischen Einfalt gelten kann. Die "zweifelloste und konkreteste Zukunftsgeschichte" nennt mit vollem Recht die Wiener "VOLKSSTIMME" vom 10. Dez. 76 die Erzählung "DAS RHEINKNIE BEI SONNENAUFGANG" von Horst Pukallus. Man merkt auf den ersten Blick, daß in diesen Text jede Menge konkrete politische Erfahrung eingeflossen ist, deren Authentizität der Erzählung beinahe die Griffigkeit einer spannenden Dokumentation verleiht. Lebensnahe, menschliche Charaktere agieren in einer glaubhaft detaillierten Umwelt, deren Zustände und Machtverhältnisse

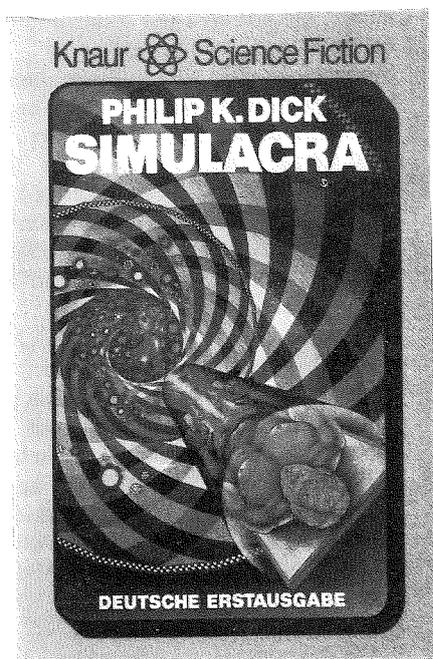
MAURICE DER ALTE CHARMEUR



Konflikte schaffen, mit denen sich Personen und Personengruppen auseinandersetzen haben. Ein ganzer Zirkus skurriler Gestalten gibt die Nebencharaktere ab, und der Leser ist geradezu verblüfft, wie am Ende alles in einen gemeinsamen Kulminationspunkt mündet.

Bei allen Schwächen, die vor allem in zwei der Geschichten konzentriert sind, ist diese Anthologie ein äußerst wuchtbrummiger Meilenstein in der seit einiger Zeit in Schwung gekommenen Entwicklung der bundesdeutschen SF, und in diesem Fall hätte "Hyper-Rezensent" A. Vejchar einmal vollkommen recht, wenn er gewohnheitsmäßig ausruft: "Ein MUSS für jeden SF-Fan!"

Martin Beranek



Philip K. Dick
SIMULACRA
(*The Simulacra*)
Knaur SF 708, 190 S.
DM 5,80

Es sei dahingestellt, ob SIMULACRA nun – wie der Klappentext verkündet – Dicks bester SF-Roman ist oder nicht – zumindest gehört er zu seinen interessantesten Werken. Zum Teil liegt dies wohl auch daran, daß Dick auf sein Lieblingsthema – die Verzerrung der Realität – verzichtete und sich stattdessen mit politischen Problemen befaßte.

Darüber hinaus bietet der Roman auch eine Anzahl verblüffender Ideen, Gags und Gedankenspielerien – so ist die BRD ein Bundesstaat der Vereinigten Staaten von Europa und Amerika; Strahlungsschäden haben Mutationen hervorgebracht, die Neandertalern ähneln und darauf warten, daß sich der Homo sapiens selbst ausrottet; die

Herrschenden bedienen sich einer Zeitmaschine, um an der Macht zu bleiben; Nicole, die Präsidentin der USEA, läßt den seligen Fettwanst Göring in die Zukunft holen; ihr Mann ist ein Simulacrum, ein täuschend menschlich wirkender Roboter; und und und.

Dick schießt ein wahres Feuerwerk von Ideen ab, scheint bemüht, auf jeder Seite den Leser durch neue Kapriolen zu verblüffen – und dies führt teilweise auch dazu, daß Wichtiges unerklärt bleibt, keine Analyse stattfindet.

Das Regierungssystem der USEA ist – die Clownmaske einer Demokratie, denn das Volk darf regelmäßig nur Nicoles Ehemann wählen, den 'Alten', der aber in Wirklichkeit ein Simulacrum ist. Weitergeführt wird diese Farce durch die scheinbar allmächtige, seit fast einem Jahrhundert regierende Präsidentin und Ur-Mutter Nicole – auch sie ist nur ein Werkzeug; eine Schauspielerin, die der seit langem verstorbenen echten Nicole zum Verwechseln ähnlich sieht und von einem hinter den Kulissen agierenden Rat benutzt wird, um die Bevölkerung in Unwissenheit und Apathie zu halten.

Aber selbst der Rat ist nicht allmächtig – die wahren Herrscher sitzen woanders: in den Chefetagen der multinationalen Konzerne, der Trusts und Monopolgesellschaften, die mit der Nationalpolizei zusammenarbeiten und schließlich das Land in einen Bürgerkrieg stürzen, um ihre Macht zu bewahren.

Eine politische Aussage, die bereits heute angesichts der Verfilzung von Staat und Industrie, der Willfährigkeit staatlicher Stellen gegenüber den Wünschen (und erpresserischen Drohungen) der Multis aktuell ist.

Bedauerlich, daß Dick dieses Thema ein wenig stiefmütterlich behandelt. Er wirkt konzeptionslos – und diese Haltung wird auch bei seinen Protagonisten spürbar, die völlig verwirrt sind von dem fast undurchschaubaren Wechselspiel der Macht.

Für den deutschen Leser recht reizvoll sind Dicks Bemerkungen über die Zeit der Nationalsozialisten, von der man ohne weiteres Rückschlüsse auf die fiktive Welt der Simulacra ziehen kann – auf der einen Seite der gewalttätige, barbarische Hitlerfaschismus, auf der anderen der sanfte, fast unmerkliche 'moderne' Faschismus der USEA, dessen Wurzeln bereits heute sichtbar werden.

Zweifellos ist SIMULACRA ein lesenswertes Buch; komplex, gut durchdacht, mit vielen Spitzen und reizvollen Ideen, kurz, ein echter Dick, politisch ein Vorläufer zu EINE ANDERE WELT.

Rainer Zubeil

Die Siebente Reise

14 utopische Erzählungen von

Nicolas Born
Hans Christoph Buch
Hansjürgen Bulkowski
Peter O. Chotjewitz
Richard Hey
Elfriede Jelinek
Rainer Kirsch
Stanislaw Lem
Hans Joachim Schädlich
Codehard Schramm
Klaus Stiller
Ralf Thenior
Ror Wolf
Gerhard Zwerenz AutorenEdition



R. Ritter/H.P. Piwitt (Hrsg.)

DIE SIEBENTE REISE

14 utopische Erzählungen

Verlag AutorenEdition

Münch. 1978, Ln., 222 S.

Es ist ein Graus! Alle Erfahrungen sprachen ohnehin dafür, und dies Buch macht keine Ausnahme: Wann immer sich Leute mit Science Fiction zu befassen beginnen, die davon weniger Ahnung haben als Troglodyten von Computern, entstehen nur ärgerliche, bittere Enttäuschungen. Das Scheitern wiegt in diesem Fall um so schwerer, weil die AutorenEdition das Ansehen von Progressivität im gesellschaftspolitischen Sinne genießt und von ihrer Konzeption her, falls wir sie nicht mißverstehen, hohe Ansprüche rechtfertigt und solche daher auch befriedigen können müßte. Wir erwarten von einer derartigen Anthologie, daß sie Texte von hohem erzählerischen Niveau, mit Originalität, gesellschaftlicher Relevanz und ausgewogen bemessenem Unterhaltungswert enthält und ihr Geld wert ist. Statt dessen jedoch finden wir hier in der Hauptsache ein auf skandalöse Art ödes Konglomerat von in kleinbürgerlicher Weise spinnerten, spießigen Fantastereien, das zum Anreißer mit dem hier quasi zum Gütesiegel degradierten Namen St. Lems abgestempelt ist. Von ihm abgesehen, bietet nur Hans Christoph Buch mit der Geschichte DIE EINLADUNG wegen ihrer Ironie ein gewisses Lesevergnügen. Der inhaltlich bereits aus SFT 133 bekannte BE RICHT ÜBER DIE ABSCHAFFUNG DER FOLTER AUF POLLUX von Chotjewitz hat durch die Umarbei-

tung von der klaren, im Text auch visuell überschaubaren Hörspielfassung zur Erzählung sehr stark gelitten; die Lesbarkeit ist praktisch dahin, denn statt mit dem formalen Reiz eines fiktiven Protokolls sind wir nun mit der langweiligen Aneinanderreihung von Fakten wie in einem Schüleraufsatz konfrontiert, die nach wenigen Sätzen auf die Nerven gehen muß. Und der Rest? Noch ein verwurstetes Hörspiel ist dabei, Richard Heys ANDROMEDA IM BROMBEERSTRAUCH, ein kindisches Gerede mit einigen mühevoll hineingezwängten politischen Floskeln. Gerhard Zwerenz erzählt irgend etwas unter dem Titel SCHWEFELGERUCH, und dementsprechend ist der Text denn auch: man weiß nicht, was es soll, nur, daß es einem stinkt. Rainer Kirsch kommt in ERSTE NIEDERSCHRIFT auf die noch nie dagewesene Idee einer Tarnkappe zurück. Ist es nicht schrecklich? Nein, es ist geradezu ekelhaft, wie man hier zwischen zwei Buchdeckeln einen Stapel lieblos und desinteressiert heruntergetippter Auftragsarbeiten verleimt hat, um Leser für dumm zu verkaufen, dabei sogar zu feige, sich des Begriffs Science Fiction zu bedienen. Lieber mißbrauchen die Herausgeber in grober Irreführung die Utopie. Was an diesen welt- und lebensfernen Kinkerlitzchen allerdings "utopisch" sein soll – setzen wir korrekt das Verständnis von Utopie als Annahme der Veränderbarkeit von Gesellschaft und Machbarkeit von Geschichte voraus, dürfte wohl immer esoterisches Geheimnis bleiben. Aus den Kreisen solcher Geheimniskrämer hört man bisweilen weibisches Gegreine über den Mangel an Interesse, das die Masse der Leser (bzw. die lesende Masse) für dergleichen Mystikerposen aufbringt, Gewinsel über des Durchschnittslesers Taubheit gegenüber den elitär-intellektuellen Selbstbespiegelungen, die als mitreißende Literatur ausgegeben werden; aber solche Taubheit nimmt freilich nicht wunder, haben wir es doch viel zu häufig mit Autoren zu tun, die Steinen gleichen, und deren Verhängnis ist nun einmal ihre Stummheit.

Diese Anthologie hat der Entwicklung der bundesdeutschen Science Fiction nicht genutzt, ihr eher geschadet; gar nicht davon zu reden, daß dieser breitgetretene Quark weit über 20 DM kostet.

Martin Beranek



Hermann Harry Schmitz:
BUCH DER KATASTROPHEN
detebe 179

Damit uns nicht ständig Negativismus, Kritikasterei und perspektivenlose Ablehnung von fast allem, was Spaß macht, vorgeworfen werden, sei dieses Buch dem Horrorfreund uneingeschränkt zur genüßlichen Lektüre empfohlen.

Worum geht es dabei? Nun, um das, was man seit Handke 1971 den "gewöhnlichen Schrecken" nennt, der hinter der Fassade kleinbürgerlicher Ordnungsliebe und jener dürftigen Lebenswürdigkeit, die nichts anderes als maskierte Grausamkeit ist, lauert.

Die Dinge sind auch hier nicht, was sie scheinen. Aber die Qualität solcher Geschichten bemißt sich eben am gewählten Gegenstand. Nicht um die von inneren Zwängen gefesselten Erotomanen geht es, nicht um die abseitigen Scheinprobleme des Okkulten und auch nicht um das anspruchsvolle Erdulden des Absurden. Es geht um das Groteske von klar benennbaren Verhältnissen, die sich seit der Entstehung dieser Geschichten am Anfang des Jahrhunderts so stark ja auch nicht verändert haben. Die Groteske als literarisches Verfahren verzerrt die vorgefundene Realität nur ein wenig, um unsere Sicht zu entzerren. Sie entstellt, um kenntlich zu machen. Was uns manchmal als Laufmasche in der Pupille erschien, erweist sich plötzlich als die normale Textur des Gewebes, und wir gestehen uns ein, daß von der gemühtlichen Grausamkeit des Raabe-

schen "Stopfkuchens", oder Wilhelm Buschs sadistischen Orgien zwinkernenden Einverständnisses mit dem "Das-ist-halt-so" bis zu Qualtingers Spießersatiren eine Traditionslinie der Kleinbürgerkritik besteht, in die sich H. H.

Schmitz bisher fast unbemerkt einreihet. Begriffliche Klammer für diese Art von angriffslustiger Destruktion eines Lebensstils, der sich im schönsten Einverständnis mit sich selbst wähnt, ist: die wohlwollende Solidarität von Gaunern auf der Grundlage gegenseitiger verachtungsvoller Abneigung, notwendige Reaktion auf eine Klassenlage, die sich irgendwo rächen muß fürs erzwungene Buckeln nach oben und das eigentlich verbotene Treten nach unten. Oder wie Otto Jägersberg den Sachverhalt im Vorwort skizziert: "Schmitz siedelte seine Geschichten mit Vorliebe im deutschen Wohnzimmer an. Die brutalen Lösungen seiner Grotesken glossieren die brutale Reaktion des Bürgers auf den nichtigen Anlaß . . . Der Schmitzsche Humor treibt den Kopf des Klein-, Spieß- und gläubigen Staatsbürgers unter die Friedhofserde."

Auch mit Schmitzens eigenen Worten läßt sich die seelische Grundfigur der mit blutunterlaufenen Augen sich in Selbstbeherrschung übenden Zwangsmoral wiedergeben: "Der Vater hatte sich wieder im Lehnstuhl aufgebaut. Seine Geduld war beängstigend . . . Der Vater ließ sich wieder im Lehnstuhl nieder. Die Kinder verkrochen sich hinter die Schränke." Anlaß für solche Proben edler Gesittung ist Vaters Unzufriedenheit mit der Qualität des Kaffees, weswegen eine Kaffeemaschine angeschafft werden muß. Die Geschichte endet mit "holocaust", wie ja auch die Realgeschichte sich solcher dramatischer Zäsuren – der lehrhaften Nachdrücklichkeit wegen – zu bedienen pflegt: der erste Weltkrieg folgt – kleine Ursache, große Wirkung – Schmitzens sozialpsychologischen Analysen einer Neigung zum Austragen von Konflikten mit irgendwelchen beliebigen vermeintlichen Feinden auf dem Fuße.

Die Katastrophen dieser Geschichten sind so gesehen Vorwegnahmen des Urteils, das sich das Kleinbürgertum selbst gesprochen hat, als es einsah, daß ein Bürgertum die soziale Frage nicht würde lösen können, oder gar wollen, seinerseits aber keine Disposition zeigen wollte, oder konnte, sich zum Gattungswesen Mensch zu mauern oder meinetwegen aufzuwerfen. Der anscheinend uneinlösbare Glücksanspruch des Einzelnen mußte so zur allseitigen Grantelei pervertieren. Rich-

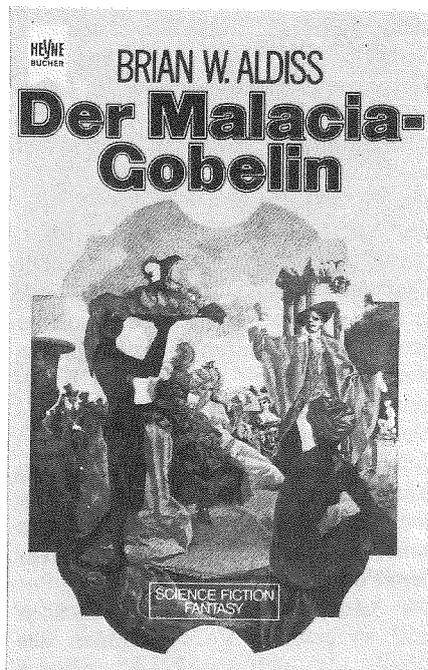
tig ist an dieser Konsequenz, daß sich das Allgemeine mit seinen Ansprüchen noch immer vor dem Einzelschicksal blamiert hat. Und solange es keine durchgängige Vermittlung von individuellem Glücksanspruch und dessen allgemeiner Befriedigung gibt, setzt uns solche Literatur den Stachel ins Fleisch, erinnert uns an Ungetanes, Einzulösendes. Dazu gehört auch die Beseitigung des Horrors, nicht dessen endlose Kultivierung, den wir einander bereiten und zu Recht bedeuten.

Man entschuldige diese reichlich spekulative Interpretation des historischen Stellenwerts von Schmitzens Werk, aber sie legte sich irgendwie von selbst nahe und übernimmt hier eigentlich nur die Funktion eines Schleppers, Anreißers usw. im Zuhälterjargon für die gemischten Vergnügungen, die den Leser erwarten.

Nicht bloß Erwähnung verdienen auch die Holzschnittmontagen von Horst Hüssel, die den gemeinten Sachverhalt kongenial ins Visuelle umsetzen: die groteske Kluft zwischen Geltungsanspruch einer Kulturträgerschicht und der Einlösung ihres Versprechens von Allgemeingültigkeit.

Übrigens liest sich Schmitz sehr viel lustiger als meine Besprechung!

Christian Klotz



Brian W. Aldiss:
DER MALACIA-GOBELIN
(The Malacia Tapestry)
 Heyne SF 3625, München 1978, 350 S.
 Dieser Fantasy-Roman ist eigentlich ein kleines Ereignis. Abgesehen von einer Collection, deren Einzelstücke aber auch schon älteren Entstehungsdatums sind, kam hierzulande nichts

mehr heraus, was Aldiss in den letzten zehn Jahren geschrieben hatte, nicht unter dem Label SF jedenfalls. Und das, obwohl man den guten Brian Wilson mit Fug und Recht der Creme angloamerikanischer SF-Autoren zu rechnen darf.

Nun, andererseits war Aldiss in der letzten Dekade in SF-Gefilden nicht übermäßig fleißig. Als Mitte bis Ende der sechziger Jahre in England die New Wave erblühte, kehrte er der SF (beinahe) den Rücken, liebäugelte ein wenig mit Mainstream und Bestsellerlisten (**THE HAND REARED BOY**), verlegte sich aufs Verfassen von Sekundärwerken (**BILLION YEAR SPREE**, **SF-ART**) und schrieb bestenfalls Fringe-SF (**FRANKENSTEIN UNBOUND**).

DER MALACIA-GOBELIN zeigt uns dann auch einen neuen Aldiss – inwieweit dieser Roman aber für ihn typisch ist, wird erst die Zukunft zeigen. Stilistisch zeigt er Aldiss, der auf diesem Gebiet den meisten seiner Kollegen eh schon überlegen war, noch weiter verbessert. Seine Sprache wirkt überaus ornamental und farbig, wobei äußerst zarte Pastelltöne eingesetzt werden. Sie ist für einen Fantasy-Roman wie geschaffen und geradezu prädestiniert, den Schreiberlingen ordinärer *Sword & Sorcery* Lernstoff für ihre Nachhilfestunden zu liefern.

Beim Inhalt wird die Sache problematischer. Malacia ist eine Stadt in einem Paralleluniversum, mediterranes Handelszentrum zu Beginn der Neuzeit. Einerseits gleicht diese Welt auf überraschende Weise unserer eigenen – so stehen die Osmanen vor Malacias Toren –, andererseits existieren aber auch saurierartige Urtiere, Flugdrachen und Echsenmenschen. Vor diesem buntschillernden Hintergrund orientalischer Basare, reichen Händlern, Bettlern, mystischer Quacksalberei, aufkeimender Wissenschaft und unbeschwerten Schauspielertums, tänzelt der Held des Romans, Perian de Chirolo, von einer Liebesaffäre in die andere. Schöne Mädchen haben es dem überheblichen, jungen Schauspieler angetan, und er versucht es bei jeder. Dadurch gerät er oft in Schwierigkeiten, die er aber aufgrund seiner wortgewandten, schelmischen Art meistens umschiffen kann.

Ein brutales Feudalsystem unterdrückt in Malacia jeglichen Fortschritt. Erfreulicherweise gibt es aber auch Protagonisten, die sich damit nicht abfinden. Es sind dies Fortschrittler, die auf den Sturz der Aristokratie hinarbeiten; allerdings mehr auf die verbale Art und Weise. Große Sprüche werden

geklopft, unternommen wird wenig. Zwar steht die Wissenschaft auf ihrer Seite, die Oberen aber würgen alles ab, was ihnen gefährlich werden könnte.

Perian hat mit den Fortschrittlern nichts im Sinn, er handelt nach dem Lustprinzip. Selbst als er am Ende erniedrigt und um den erhofften gesellschaftlichen Aufstieg gebracht daliegt, schlägt er sich nicht auf deren Seite.

Allein schon die Erwähnung von konträren Klasseninteressen (von Klassenkämpfen kann man nicht reden) ist für die Fantasy begrüßenswert, kommt so etwas doch allzu selten vor. In seiner Aussage hält es Aldiss aber mit seinem Protagonisten Perian: Er präsentiert seine Welt als buntes Schauspiel, als psychedelische Operette. Selten war einer seiner Romane sprachlich so ausgefeilt, der Hintergrund so sorgfältig coloriert, die Charaktere eingehender geschildert, selten hatte einer seiner Romane weniger Tiefgang. Alles spielt sich – schön ausgewalzt – an der Oberfläche ab. Alles ist austauschbar und eh egal. Perian ist ein Spielball der Wellen, genau wie Malacia selbst. Das Schicksal wird von den Astrologen bestimmt und nicht vom rationalen Handeln der Protagonisten. Ein trauriges Bild, fürwahr.

Werner Fuchs



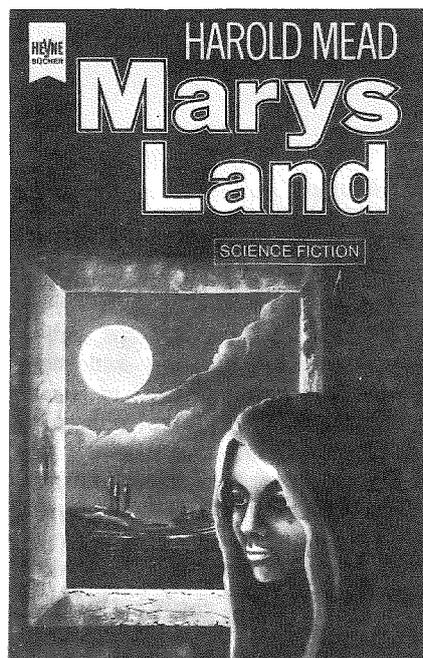
Karel Čapek:
KRAKATIT
(Krakatit)
 Heyne-SF-Classic-TB 3624
 München 1978, 255 S.
 Krakatit heißt der Supersprengstoff, den der geniale Ingenieur und Chemiker Prokop in Karel Čapeks Roman erfindet. In einem Anfall von Hirnhaut-

entzündung fällt er seinem ehemaligen Studienkollegen Tomesch in die Hände, der – wie der Leser später erfährt – die langmonatige Genesungszeit Prokops nutzt, um mit dem im Delirium ausgeplauderten Wissen über Krakatit mit militärischen Großmächten ins Geschäft zu kommen. Schließlich tritt man auch an Prokop heran, um ihm sein Geheimnis abzukaufen; dieser ist jedoch von den Absichten der Militärs eher angeekelt und weigert sich, seine Forschungsergebnisse für Kriegszwecke preiszugeben. Eine der Großmächte – nach den Namen und der Schilderung des agierenden dekadent-blasierten Adels darf man annehmen, daß Deutschland gemeint ist – setzt Prokop in einen goldenen Käfig, wo ihn schließlich die Leidenschaft zu Prinzessin Wilhelmine fast gefügig macht. Obwohl diese ihn aufrichtig liebt und um seinetwillen auf eine standesgemäße Verbindung verzichtet, flieht er mit ihrer Hilfe, um Krakatit nicht den Kriegstreibern in die Hände zu spielen. Nach einem kurzen Zwischenspiel in einer Anarchistengruppe, die zwar nicht über den Sprengstoff, wohl aber die elektronischen Zündmechanismen verfügt, findet er schließlich Tomesch wieder, der kurz vor der vollständigen Rekonstruktion der Krakatit-Herstellung steht. Vergeblich versucht Prokop die Katastrophe zu verhindern, die Stadt Grottup geht in einer gewaltigen Explosion unter. Prokop kann mit einem alten Schauspieler auf dessen Pferdewagen entkommen und beschließt, Krakatit zu vergessen und sich anderen Forschungsobjekten zuzuwenden. Der 1924 veröffentlichte Roman ist gerade heute, da das Wettrüsten mit Atomwaffen und Neutronenbomben die Overkillkapazität längst erreicht hat (das heißt, die auf der Erde lagernden Sprengstoffe genügen, jeden seiner Bewohner 60 Mal zu töten), von höchster Brisanz, die Frage nach der Verantwortung des Wissenschaftlers aktueller denn je. Prokop weiß: "Ich will . . . mit euren Kriegen nichts gemein haben" (S. 77), doch er kann auch nicht sagen, aus welchem Antrieb heraus und zu welchem Sinn er sich der "destruktiven" Chemie verschrieben hat. Unter seinen Händen verwandelt sich alles zu Sprengstoff, selbst der Körperpuder seiner Geliebten. In seiner genialen Unrast, in seinem verschrobenen Wissenschaftsdrang, der sich selber Rechtfertigung genug ist, steckt ein Stück Begrenztheit seiner Humanität. Er erfindet nicht zum Nutzen der Menschheit, nicht um in ihrem Interesse den wissenschaftlich-technischen Fort-

schrift voranzutreiben, er arbeitet aus einer Art Triebhaftigkeit, die häufig an Thomas Manns Dr. Faustus oder an Gestalten E.T.A. Hoffmanns erinnert. Der Begriff der Triebhaftigkeit ist sicher auch unter anderem Aspekt zutreffend: Prokops Forschung an Sprengstoffen stellt sich im Verlauf der Handlung, die von erotischen Wünschen und Erlebnissen mitbeherrscht wird, häufig als Ersatz für glückliche, erfüllende sexuelle Beziehungen dar. Worte wie "explosiv" und "gespannt" erscheinen auch stets in Prokops Liebesleben, seine Beziehungen sind stets qualvoll und selbstquälerisch. Dieser Sublimationscharakter seiner Arbeit schränkt die Aussagekraft des Romans etwas ein.

Zu mystisch ist vielleicht auch, obwohl hier gleichzeitig auf die gangbaren Alternativen verwiesen wird, der Abschluß des Romans. Der Schauspieler, halb Gott, halb Vatergestalt, führt Prokop die Welt in seinem Schaukasten vor, hat in einem Karton alle Menschen und alle Schicksale auf Zetteln verzeichnet und lehrt Prokop, Krakatit selbst sei böse gewesen als Ausdruck der nun überwundenen Bosheit seines Erfinders (S. 254): ". . . Du wolltest allzu große Dinge vollbringen, du wirst dich mit den kleinen begnügen. Und das ist gut so . . . Du wirst den Menschen nützliche Dinge bringen. Wer nur an das Höchste denkt, der hat die Menschen aus den Augen verloren. Dafür wirst du ihnen dienen . . . Du wirst neue Dinge erfinden. Suche nur und prüfe . . . Vielleicht findest du etwas, das antreibt, in Bewegung setzt und den Menschen die Arbeit erleichtert."

Sylvia Pukallus



Harold Mead:
MARYS LAND

(Mary's Land)

Heyne SF-Tb 3059,
München, 1978, 253 S.

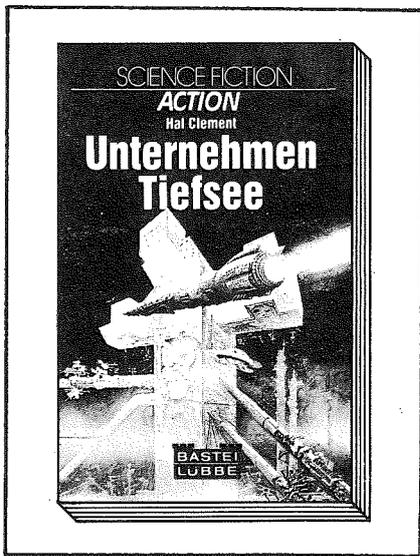
Dieser Post-doomsday-Roman erschien in deutscher Sprache erstmals 1959 und galt in den 60er Jahren, wie der Rezensent sich erinnert, als brandheißer Geheimtip für jeden, der einen hochliterarischen SF-Roman zu lesen wünschte. Allerdings lag das wohl mehr daran, daß der Verlag es derzeit nicht versäumte, Mead im Klappentext einen Dichter zu nennen (weil er für so tolle Magazine wie JOHN BULL schrieb, was?), und damals nahmen die Fans solche Statements noch wörtlich und verdammt ernst. Aber wir müssen dem Autor Gerechtigkeit widerfahren lassen: vom Sprachlichen her taugt das Buch mehr als die Schreibe der gängigeren SF-Autoren. Doch wie die Rezensentenerfahrungen so sind: wenn man einmal festgestellt hat, daß ein Autor hervorragend schreiben kann, dann beginnt die "misère de la philosophie" meistens mit dem Inhalt. So auch in diesem Fall. In diesem Buch ist die Welt im wesentlichen in zwei Machtblöcke unterteilt, nämlich den der "Totalisten" und den einer "Demokratischen Union". Der "Totalistenstaat" ist charakterisiert durch eine krude Mischung von Reizwörtern, die den faschistischen und gleichzeitig sozialistischen Aufbau dieses "Staates" zum Ausdruck bringen sollen, wie einerseits "Jugendführer" und "Rassenhygiene", während andererseits das "sozialistische" Element durch häufige Verwendung der Begriffe "Zentral" und "Abweichung" kenntlich gemacht wird. Solche Banalitäten waren in den 50er Jahren der Inbegriff aller Gesellschaftswissenschaften, aber selbst heute soll es ja noch Leute geben, die der Totalitarismus-Theorie anhängen, z. B. Pastor Wurmbrand von der "Märtyrerkirche". Von Anfang an jedoch war diese Theorie nichts als ein Mythos, der unter einer dünnen Kruste von Schlagwörtern eine Hohlwelt von blankem Haß gegen alles auch bloß Halblinke verbarg, eine groteske Verzerrung der Wirklichkeit, deren Voraussetzung völliges Abstrahieren äußerer institutioneller Erscheinungsformen der Gesellschaft vom konkreten gesellschaftlichen Inhalt war, restlos unwissenschaftliches Gemunkel privilegierter Stubenhocker, an das noch nie jemand glaubte außer jenen, für die man es zusammengebraut hat.

Man kann sich leicht vorstellen, daß so etwas eine reichlich wacklige

Grundlage für einen Roman ist, und es wäre wohl nur ein "1984"-Verschnitt herausgekommen, fehlte die bakteriologische Katastrophe. Ein Häuflein Kinder odysseust durch den nahezu ausgestorbenen "Totalistenstaat", dessen restliche Überlebende sich wie "Ratten" aufführen und vornehmlich nach Fressen und Vergewaltigen trachten. Da kommt uns schon der kalte Kaffee hoch. Die Kindlein entwickeln auch eine buchstäblich wurzelhafte Naturreligion, indem sie sich nämlich aus einem alten Strunk einen Götzen schnitzen, dem sie letztendlich sogar Menschenopfer darbringen. Das Land Marys, das der Titel nennt, ist irgendein Wolkenkuckucksheim ohne sonderliche Bedeutung und eigentlich nur ein Symbol für die Antriebskräfte der Kinderschar, die sie zum Durchhalten bewegt.

Wir sind ja für ein umfassendes Spektrum der internationalen SF, auch in historischer Hinsicht, aber um dieser alten angegammelten Stinkbombe aus den ärgsten Frostnächten des Kalten Krieges den angemessenen Stellenwert zuzuweisen, hätte sie ja wenigstens in die Klassiker-Reihe der Heyne-SF gehört.

Horst Pukallus



Hal Clement
UNTERNEHMEN TIEFSEE
(Ocean on Top)
 Bastei-Lübbe SF-Action 21 110
 175 S.

Herr A, Frau B und Herr C sind Kollegen. Herr A liebt Frau B; Frau B liebt Herrn C; und der Herr C will gar nix von Liebe wissen. Zum Schluß liebt Herr A noch immer die Frau B, und der C liebt sie noch immer nicht. Frau B liebt Herrn A ein bißchen, aber der entsagt, warum auch immer . . . Das alles spielt sich am Schluß von

UNTERNEHMEN TIEFSEE ab, einem Roman, der in mir etwa die gleiche Spannung erzeugte, wie vermutlich im SFT-Leser der erste Absatz der Rezension. (Wenn's spannend war, kann man also auch den Roman lesen)

Der Herr A jagt unter Wasser die Energieverschwender. Bei eben dieser Jagd waren vorher schon Herr C und Frau B verschwunden. Auf der Erde ist die Energie rationiert. Nach 60 ermüdenden Romanseiten kommt A in die Unterwasserwelt, wo 15.000 medizinisch angepaßte Menschen leben. (Herr C und Frau B sind auch schon da!)

Die Subaquaner können nicht reden, leben glücklich und brauchen ab und an wissenschaftlichen Nachwuchs von der Erde. Das sehen alle ein. Unten die kommen mit ihrer Energie hin, oben die nicht so sehr. Das war's dann auch schon.

Vorschlag für die Kategorie: das Buch, das man besser erst gar nicht vergißt.

Bernd W. Holzrichter



John Brunner
SCHAFE BLICKEN AUF
(The Sheep look up)
 Heyne Verlag München
 HSF 3617, 416 S.

Blicken wir doch mal so sechs, sieben Jahre zurück. USA und anderswo. "Kleine Un- und Vorfälle" in Atomkraftwerken; Hungerkatastrophen in Afrika; Fischsterben in deutschen Flüssen; Strom-Blackouts unvorstellbaren Ausmaßes in den USA; die Katastrophe von Seveso (etwa schon vergessen?); tausende Tonnen Öl im Meer nach Tanker-Havarien . . . Die Liste könnte unheimlich lang werden. Und sie ist schon lange unheimlich.

Aber hier soll ja ein Buch rezensiert werden. Und genau das ist der Grund für diesen sehr lückenhaften Rückblick. Denn vor sieben Jahren schrieb John Brunner den Roman **THE SHEEP LOOK UP**, der jetzt in der deutschen Übersetzung von Horst Pukallus bei Heyne erschien. Der Zeitpunkt für das Erscheinen dieses (vordergründig) Umwelt-SF wurde vom Verlag sicher nicht von ungefähr festgelegt, als die "Grünen" und "Bunten" bei Wahlen in Hamburg und Niedersachsen Achtungserfolge errangen. Der Roman schreibt die obige Liste fort. Spannend und, ja auch gruselig – es läuft einem kalt den Rücken herunter. In kurzen Ausschnitten einer Welt (in zehn oder vielleicht 20 Jahren) setzt Brunner ein Puzzle zusammen, das nie ganz vollständig wird. Und die leeren Stückchen sind oft erschreckender als die sichtbare Fiktion/Realität der Welt unseres Jahrhunderts.

Wenn ich noch einmal auf die Liste zurückkomme: Sie liest sich so, als habe seit dem ersten Erscheinen des Romans sich jemand ans Reißbrett Welt gesetzt, und die Fiktion in die Realität umzusetzen versucht. Und genau das macht die Wirkung von **SHEEP LOOK UP** aus: Beim Lesen mußte ich mich selbst oft erstaunt/erschreckt fragen, wo ist Dichtung, wo Wirklichkeit.

Mit seinem literarischen Puzzle-Trick erfaßt Brunner aber nicht nur den ganzen Dreck und all das Gift, die in unsere Welt geschleudert werden, sondern beleuchtet zugleich auch die Ursachen dafür, die kurzfristigen ökonomischen und politischen Interessen von Gruppen, Unternehmen, Personen – in einem System vieler Querverbindungen miteinander verknüpft –, die sich buchstäblich einen Dreck darum scheren, was aus ihren Enkeln (oder denen anderer Zeitgenossen) wird.

Kein "Buch wie eine Bombe" (wie der Klappentext bombastisch meint), sondern die Beschreibung der Lunte, die zu einer Bombe führt – und die immer schneller abbrennt. Man sollte sich die Zeit für die gut 400 Seiten nehmen – und danach in den Tageszeitungen vergleichen, ob unsere Realität die Brunnersche Fiktion nicht schon manchmal überholt.

Dreht euch mal rum, der Brunner geht um!

Bernd W. Holzrichter



Frederik Pohl:

GATEWAY

(Gateway)

Goldmann-SF-Tb 23299

München, 1978, 248 S.

GATEWAY ist "ein Asteroid oder der Kern eines Kometen" (Klappentext) und so etwas wie ein stellarer Bahnhof eines anscheinend seit langem ausgestorbenen bzw. verschollenen außerirdischen Volkes. Was Pohl da gebastelt hat, ist nicht gerade der neueste Hut, denn wir können uns schwach entsinnen, daß andere Herrschaften (von Lovecraft bis Ernsting) dergleichen schon vor Jahrzehnten bearbeitet haben. Pohl ist freilich ein Autor, von dem ein Roman über ein geläufigeres Sujet auch noch lesenswert zu sein verspricht, und das ist hier der Fall – allerdings nicht mehr. GATEWAY taugt viel als moderne Space Opera, sozusagen als Space Opera neuen Typs des letzten Viertels dieses Jahrhunderts. Wir brauchen Autoren, die solche Werke schaffen, klar. Aber GATEWAY ist übers Maß langatmig, der Hauptcharakter Bob Broadhead (Meine Güte!) schleimt sich seitenlang bei einem Robot-Psychiater aus, den er einmal liebevoll "irrer, alter Ratterkasten" (S. 149) nennt; er hat einen Schuldkomplex, weil er bei einer wichtigen Expedition, die ihn reich machte, andere Teilnehmer um des eigenen Lebens willen opferte und überdies seiner Mutter nachgreint. Klischeehaft sind auch Broadheads Rebellionen auf den Knien, die er gegen seinen Robot-Psychiater veranstaltet; erstens muß man in einer Zukunftsgesellschaft, in der solche Automaten zum Alltag gehören, davon ausgehen, daß bei einer derartigen Psychoanalyse keine Aggressionen zwischen Mensch und Maschine entstehen, weil der Analytiker ein Roboter ist, denn viel glaubwürdiger wäre es zweitens, wenn schon mit Begriffen der Psychoanalyse herumgewirtschaftet wird, daß eine sogenannte Übertragung erfolgt (wie zwischen Patient und menschlichem Psychiater), und daraus hätte sich sogar mehr machen lassen, denn ein Robot-Psychiater wäre zwangsläufig selbst über jede Versuchung erhaben, die Zuneigung seines Patienten mitleidig zu erwidern. Abgesehen von der Redseligkeit, die nahezu befürchten läßt, daß Pohl sich im fortgeschrittenen Alter zu einer weibischen Schwatzhaftheit versteigen könnte, wie Mr. Heinlein sie kalkeshalber zurechtschreibt, ist GATEWAY ein Roman, der Beachtung verdient. Pohl ist noch immer ein SF-Autor der oberen Garnitur, und GATEWAY weist auch einige jener sozial-

kritischen Züge auf, die Pohl in seiner Anfangszeit verwendete, z. B. in dem zusammen mit Kornbluth geschriebenen "EINE HANDVOLL VENUS" (*The Space Marchants*). Unfreiwilligen Humor – wobei wir großzügig über das scheußliche Wort "Prüfflüge" hinweggehen wollen, das der sattsam bekannte Tony Westermayr neuerdings für 'Testflüge' ersonnen hat – steuert die deutsche Fassung bei, wo es auf S. 47/48 um "oralen Sex" geht: der Robot-Psychiater will Broadhead hartnäckig zwingen, einen bestimmten anderen Ausdruck dafür auszusprechen, nämlich: Runterholen. Es ist schier nicht zu glauben, was nun in der deutschen Fassung steht, aber jedenfalls wird es als einer der großen Lacher in die deutsche SF-Szene eingehen: 'Hol dich der Teufel, Sigfrid! Runtergehen! Das ist er. Runtergehen, runtergehen, runtergehen!' Kann irgendein unbefangener Leser vielleicht einmal sagen, was dieser Ärmste eigentlich hat?

Horst Pukallus

Thea von Harbou:

METROPOLIS

Ullstein 3394

Um Platz zu sparen, verweise ich auf Manfred Nagls Charakterisierung von Werken der Autorin in "Science Fiction in Deutschland" (S. 165-167). Weil den Nagl aber nicht jeder zur Hand hat, seien hier einige anschauliche Illustrationen beigesteuert. Da ist bei ihm die Rede von einer "emotionalen Basis des Nationalsozialismus", die aufgespalten wird in ein Syndrom von "autoritären, elitären, apolitischen (nicht unpolitischen!), rassistischen, antidemokratischen und vor allem antisozialistischen Tendenzen." Was heißt das am Fundort über die bei Nagl gegebenen Beispiele hinaus?

Der autoritäre Führerkult liest sich etwa so: "Wir warten darauf . . . daß einer kommt, der uns sagt, welchen Weg wir gehen sollen." (S. 223) Und das 1927, welcheselbiges ja heiter werden konnte! Der Wegweiser kam ja dann auch. Zahllose Dankschreiben bis auf den heutigen Tag.

Der Äh-wieheißtsternochmalitismus, der sich immer paart mit klassenjenseitiger Einzigartigkeit, begegnet schon auf der ersten Seite. Da sitzt nämlich der Held am Orgeln. "Seine Hände formten Musik aus dem Chaos der Töne" und "Vor den betauten Augen des Orgelspielers begannen die Sterne nach seiner Musik den feierlich mächtigen Tanz." Der hätte sich ganz einfach mal die Augen wischen sollen,

dann wäre genauer zu sehen gewesen, was da nach seiner Orgel tanzt: er selber, in hymnischer Selbstfeier, und sonst gar nichts.

Was die apolitische (nicht unpolitische) Seite dieser Beleidigung jeglicher öffentlichen Vernunft betrifft, so brüder das bloß so rum. Das Buch wundert sich von Zeit zu Zeit, wieso es zwischen den "Brüdern" (Kapitel und Arbeit) nicht so recht klappen will, wo doch alle Brüder sind. Das intellektuelle Schamtüchlein, das der Ullstein-Verlag mit Hilfe des Mottos von Theas Exgatten Fritz Lang sich vorzubinden bemüßigt fühlt ("Man kann keinen gesellschaftlich bewußten Film machen, indem man sagt, der Mittler zwischen Hand und Hirn sei das Herz – ich meine, das ist ein Märchen – wirklich."), reicht nicht aus, um vor der Gefahr einer Sehnsucht nach falscher Vergemeinschaftung zu warnen. Die Fraternité hat nichts mit den emotionalen Bedürfnissen einer pietistischen Gemeinde zu tun, sondern war und ist politisches Programm. Eine kurzschlüssige Lösung über die Verbindung von

Führerwillen und Herdentrieb hat schon damals Ungutes gezeugt. Und jetzt wird das wieder aufgelegt. Na ja, die Druckkapazität des Verlags muß halt ausgenützt werden.

Kämen wir zum Rassismus. Da schenke ich mir die Verbeispihlung, weil der Platz gar nicht ausreichen würde, das Arsenal von Diskriminierungstechniken zum Aufbau eines stabilen Selbstbildes von Deutschland vorzuführen. Eine kleine Randbemerkung kann ich mir allerdings nicht versagen: die krampfhaftige Suche nach rassistischen Resten in zeitgenössischer Trivilliteratur verkennt mittlerweile deren historischen Stellenwert. Heute haben die "kleinen gelben Ratten" bestenfalls die Funktion eines Reizauslösers, der das Handeln des Helden motivieren soll. Damals jedoch war das erklärter Tagesordnungspunkt mit Anspruch auf wissenschaftliche Geltung und auf gerechtfertigte Eintreibung von Glaubensbekenntnissen zu diesem Irrwitz.

Und dann der Antidemokratismus, der sich schon im terroristischen Über-Ich eines Führers ankündigte. Hier tritt er unter anderem in Form der Massenverachtung aus Gründen der Angst einer Bürgerin vor sich selbst und den anderen auf. Wie eben der Bürger nie begreifen wird, daß der andere nicht die Grenze seiner Freiheit, sondern die Voraussetzung ihrer Verwirklichung ist. Die wankelmütige Masse ähnelt nämlich bei Thea der "Undiszipliniertheit des Naturwesens Frau": sie stöhnt auf, keucht, streckt ihre Hände aus,

beugt Kopf und Nacken tief, "stürzt röchelnd auf die Knie, ein einziges, vom Beil gefälltes Tier." Das dürfte durchaus auch heute noch rechtsradikalen Vorstellungen von der notwendigen Domestikation radikaldemokratischer Impulse entsprechen.

Mit dem Zitatbeleg des Antisozialismus tut man sich schon schwerer. Das kommt daher, daß das Ziel und der Ausgangspunkt von Faschismus und Sozialismus sich fürs ungewappnete Auge so sehr ähneln und nur im Weg sich augenfällig unterscheiden. Belassen wir also bei einem Zitat, das die ganze Hilflosigkeit faschistischer Charakterdisposition schlaglichtartig beleuchtet: "Einen Menschen, der nichts hat als einen Willen und ein Ziel" (S. 88), tja, liebe Thea, den nennt man auch heute noch ein Tier. Erst der Weg, als Vermittlung des Einzelwillens mit einer verallgemeinerbaren Normvorstellung gedacht, macht nach wie vor den Menschen aus.

Etwas, das Nagl aufgrund seiner andersgearteten Darstellungsabsicht vernachlässigen mußte, heute aber ein gerechtfertigtes Interesse beansprucht, ist das vermittelte Frauenbild:

"Ihre Führerin aber war ein Mädchen. Das herbe Antlitz der Jungfrau. Das süße Antlitz der Mutter . . . Sie war ganz Magd und Herrin . . ." (S. 12) Dazwischen gibt es nichts für die Thea. Man beachte auch folgende aus der Geschlechterbeziehung abgeleitete Metaphorik: "Um diese Stadt – um diese große Himmel-Höllen-Stadt zu sich herzureißen, sie mit beiden Armen, beiden Schenkeln zu umschließen, an der Unmacht, ihrer Herr zu werden, zu verzweifeln, sich ihr hinzuwerfen – nimm mich!" (S. 41 f) Entweder – Oder. Beim Metropolitan, Thea, du warst vor Adolf nicht zu retten.

Obwohl die arme Thea das sicherlich nicht so gemeint haben kann, liest sich der folgende Satz reichlich prophetisch: "Tief im Dunkel ferner Gänge wurde die Finsternis bräunlich." (S. 185)

Christian Klotz

L. Sprague de Camp:
DIE PRINZESSIN UND DER LÖWE
(*The undesired Princess*)
Terra Fantasy Nr. 52

Ei. Held wider Willen sieht sich in die Welt der Zweiwertlogik verschleppt. Dort gibt es nur Dinge, die entweder sind oder nicht. Zum Beispiel gibt es zwar die Grundfarben Rot und Blau, aber Braun ist unmöglich, da es nicht rot und nicht blau ist. Was nur innerhalb gradualistischer Vorstellungsmu-

ster existiert, gibt es halt nicht.

Derlei Regelungen für eine Spielwelt haben unstreitig amüsante Folgen. Was passiert zum Beispiel, wenn tatsächlich nur ein Entweder-Oder gedacht werden kann, mit der Bekleidung ihrer Bewohner, oder mit einem, der in dieser Welt betrunken – nicht wird, sondern eben ganz plötzlich ist, oder mit jenem Mittelwert Dämmerung, der weder Nacht, noch Tag darstellt usw? Ganz nette Lappalien. Right!

Was aber, wenn in dieser Spielwelt alles tatsächlich so ist wie es scheint, also etwa jede bildliche Rede konkretistisch aufgelöst wird und der hungrige Seufzer "Ich könnte ein ganzes Pferd verschlingen und dann noch hinter dem Reiter herjagen" (S. 63) ganz wörtlich genommen wird? Schon besser gealbert.

Was aber, wenn die grundsätzliche Ambivalenz aller Erscheinungen, die dazu führt, daß man den selben Gegenstand als Komödie oder als Tragödie darstellen kann, in die dreiwertige Tragikomödie aufgelöst wird? Dann hat man es nicht mehr mit dem rezensierten Roman zu tun, sondern mit Literatur, die ihrer eigenen Gesetze

mächtig ist und sie voll ausschöpft.

Ohne nähere Prüfung weiterer Möglichkeiten, die in de Camps Spielanordnung gesteckt hätten, fällt mir doch die alte Philosophengeschichte vom Sandkorn und dem Haufen ein, in der danach gefragt wird, wievieler Körner es bedarf, damit die Quantität (x Körner) in Qualität (Haufen) umschlage. Und ab wo beginnt eigentlich die Glatze? Auf den vorliegenden Fall übertragen: ein Trivial und noch ein Trivial . . . und ein n-tes Trivial ergibt noch lange keinen Haufen, sondern eine Ansammlung von Nettigkeiten aus Kunstthonig.

Aber man ist ja schon froh, wenn so etwas wie der Ansatz zur Selbstreflexion von Gattungsgesetzlichkeiten über deren Parodie erfolgt. Der Anti-Held erweist sich als durchaus tragfähiges Konzept, die fast unblutige Beilegung von Konflikten ist sogar unterhaltsam und die sophistischen Pralogismen als überlegene Waffe gegen eine bestußte Logik erinnern an das kindliche Vergnügen, das man beim "Tappen Schneiderlein" hatte.

Ganz ohne Ideologie geht es natürlich nicht bei diesem "Märchen für Erwachsene". Der von Erfolg zu Erfolg schreitende Un-Held beschwert sich nämlich immer mal wieder über seine Einstufung als Heros: "Ich bin lediglich ein praktisch veranlagter Ingenieur und gar kein besonders netter Mensch. Ich bin egozentrisch, meine Gewohnheiten

gehen mir über alles. Meine Freunde halten mich für langweilig und pedantisch . . ." (S. 131) Er jedoch, bei aller immer wieder herbeizitierten lediglich privaten Interessiertheit am Retten des eigenen Halses, schafft immerhin ein ganz passables Reich zusammen. Diese Koppelung von privatem Desinteresse an Sozialethik mit unwillentlich herbeigeführten Vorteilen für die Öffentlichkeit versucht so nebenher den Nachweis zu erbringen, daß das Gemeinwohl von der rührigen Durchsetzungskraft eines gesunden Egoismus befördert werde. Das ist – mit Verlaub – die Ideologie des Frühliberalismus, der in erlaubter Selbstsucht die selbstverständliche Triebfeder allen vereinzelt Handelns zum Wohle aller Vergemeinschafteten ansah.

Kein Wunder also, daß der berühmte de Campsche Humor seinem Publikum nur so runtergeht, weil er unbekümmert um die geistige Gesundheit aber auch alles in seiner liberalen Soße verührt. Er schafft es spielend, auf einer einzigen Seite folgende in ihren jeweiligen Bezugssystemen wohldefinierte Begriffe unterzubringen: Streik, aristotelische Logik, Kommunist, Kon-



servativer, Proletariat, Reaktionär, Plato. Wer unbedingt wissen will, wie man die Aufgabe löst, dies und noch viel mehr an geistigen Purzelbäumen auf eine Seite zu verteilen, der lasse sich von S. 11 an für dumm verkaufen. Aber man ist ja schon froh, wenn während des Lesers Zeitverschwendung nicht der blanke Zynismus indoktriniert wird. So ein Restchen von aufbaulicher Menschlichkeit verbleibt natürlich in all diesem Elend der Trivialität: die moralische Munterkeit des Helden, überhaupt Verantwortung zu übernehmen. Das ist mehr als man sonst in diesem durch und durch unethischen Genre erwarten darf.

Christian Klotz

astronautengötter und moderner mystizismus



Rolf Giesen

Als am 24. Juni 1947 der Geschäftsmann und Hobby-Pilot Kenneth Arnold auf der Suche nach einem abgestürzten Transportflugzeug mit seiner kleinen Privatmaschine um den Mount Rainier im US-Bundesstaat Washington kreiste, glaubte er plötzlich, neun metallisch glänzende, flügellose Objekte, die im Formationsflug an ihm vorbeirauschten, zu sehen. Von Journalisten befragt, meinte Arnold, sie seien geflogen "wie eine Untertasse, die man übers Wasser hüpfen läßt" – die Nachrichtenagenturen machten aus diesem Vergleich "Flying Saucers" (Fliegende Untertassen), die von da an in den Köpfen zahlloser

Amerikaner herumspukten (1). In den folgenden Wochen, Monaten und Jahren häuften sich in allen Teilen der Welt die Berichte über angebliche "Sichtungen".

Warum interessierte sich die Öffentlichkeit, vor allem die amerikanische, so für all die suspekten Meldungen über fliegende Diskusscheiben, Zigarren, Würste usw. – in einem Maße, daß die Medien nach und nach daran gehen konnten, einen Mythos um die UFOs (Unidentified Flying Objects) aufzubauen?

Einerseits hatten die Menschen in jenen Jahren die Schrecken der Waffentechnologie des letzten Krieges mit

ihrer enormen Vernichtungskraft noch nicht überwunden, andererseits konnte der Kalte Krieg jederzeit "heiß", die Vernichtungsmaschine jederzeit reaktiviert werden, um das totale Inferno eines Atomkrieges über die Menschheit zu bringen. Anfangs war die Atombombe eine militärische Trumpfkarte in den Händen der Amerikaner, die mit dem Abwurf je einer 20-KT-Bombe auf Hiroshima und Nagasaki (6.8. und 9.8.1945) der Sowjetunion hatten demonstrieren wollen, daß sie auch gewillt seien, sie rücksichtslos einzusetzen. Als dann jedoch Professor Joffe Stalin und den obersten Sowjet-Heerführer am 10.7.1949 im Ödland

zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee die erste sowjetische Atombombe (und am 14. und 17.7. zwei weitere) vorführen konnte, der UdSSR einige Zeit später überdies – vor den Amerikanern – der Bau “transportabler thermonuklearischer Vorrichtungen” (Wasserstoffbomben) gelang, wurde aus dem Gefühl amerikanischer “Allmacht” Ohnmacht. Die Apokalypse, die man der Gegenseite gewünscht hatte – konnte sie nun nicht das eigene Schicksal besiegeln? In einer solchen Zeit also bevölkerten UFOs den Himmel, und es war verständlich, daß man sie mit der modernen Waffentechnologie in einen direkten Zusammenhang brachte. Es wurde, in Erinnerung an Hitlers Vergeltungswaffen, vermutet, die UFOs



seien Geheimwaffen des neuen Angstgegners UdSSR, hätten vielleicht sogar den Auftrag, die Lage für eine kommunistische Invasion auszukundschaften. In Europa indes schloß man nicht aus, daß sie in Wirklichkeit im Umkreis der US Air Force zu orten seien (2). Dann aber setzten sich weniger irdische “Erklärungen” für die rätselhaften Erscheinungen am Himmel durch: Die “Fliegenden Untertassen” seien interplanetarischer Herkunft. Venusier, Marsianer und andere Extraterrestrier hätten ein Auge auf die Erde geworfen. Den Grund für das Aufkommen derartiger Spekulationen müssen wir in der Tatsache suchen, daß inzwischen die Idee der Weltraumfahrt in einer breiten Öffentlichkeit Fuß gefaßt hatte. Die Bücher des Raketenpioniers Willy Ley (*Rockets and Space Travel* und *Conquest of Space*) wie auch die Science Fiction erfreuten sich einer ungeahnten Popularität. Unnötig zu sagen, daß die Raketen nicht allein einen “Aufbruch der Wissen-

schaft zu neuen Ufern” markierten, sondern sich in ihnen auch militärische und machtpolitische Gesichtspunkte manifestierten. Atombombe und Raumschiff gehören im Grunde zueinander wie siamesische Zwillinge. Mehr noch: im Februar 1957 erklärte General Bernard Schriever, damals Kommandeur der “Ballistic Missile Division” des “Air Research and Development Command” in San Diego (Kalifornien): “Auf lange Sicht kann die Sicherheit unserer Nation davon abhängen, daß wir die Raumherrschaft erringen. In einigen Jahrzehnten können die großen Schlachten nicht mehr Seeschlachten oder Luftkämpfe, sondern Raumschlachten sein, und wir sollten daher einen gewissen Teil unseres Nationaleinkommens darauf verwenden, daß unsere Bemühungen um die Raumherrschaft nicht zurückbleiben. Abgesehen von der unmittelbaren militärischen Bedeutung des Weltraums erfordert es unser Ansehen als Weltmacht, daß wir Expeditionen nach dem Mond und interplanetarische Raumfahrten unternehmen, wenn die geeigneten technischen Geräte vorhanden sind und die Zeit dafür reif ist.” (3)

Die Science Fiction projizierte die expansive Nachkriegspolitik der Vereinigten Staaten in den Weltraum, in die Eroberung ferner Planeten. Diese Projektion war aber gleichzeitig eine Metapher für die beabsichtigte Ausdehnung des irdischen Einflusses. Die Propagandisten des Kalten Krieges in den USA wurden hingegen nicht müde, die eigene Expansionspolitik der UdSSR zu unterstellen und zu behaupten, die Sowjets wollten, gemäß der kommunistischen Ideologie, ihren Machtbereich erweitern, hätten also das Gesetz des Handelns an sich gerissen, so daß die USA, die sich nach dem Krieg am liebsten in ihren Isolationismus zurückgezogen hätten, gezwungen seien zu reagieren, um die gefährdeten Staaten vor der kommunistischen Diktatur zu retten.

In der George-Pal-Produktion *Destination Moon* (Endstation Mond, 1950), die die SF-Filmwelle der fünfziger Jahre eröffnete, tun sich ein Industrieller und ein General zusammen, um den “gottlosen Mächten” zuvorzukommen und den Erdtrabanten für “Gottes eigenes Land” (Amerika) in Besitz zu nehmen, denn: “Wir sind nicht die einzigen, die den Mond zu erreichen suchen – das erste Land, das den Mond mit Raketen kontrollieren kann, kann die Erde kontrollieren.”

Der geopolitische Kampf im Weltraum wirkt plötzlich messianisch: kraft der technischen und militärischen Entwicklung und ihrer demokratischen Staatsform sind die Amerikaner das auserwählte und berufene Volk, im Namen der freien Welt im Weltraum Pionierarbeit zu leisten. Vom tech-

nisch-wissenschaftlichen Fortschrittsglauben besessen, entspricht die Eroberung des Weltraums durch die Amerikaner der Vorsehung Gottes für die Propaganda fidei, der Ausbreitung des rechten Glaubens unter den Ungläubigen, mit der zugleich die Gewaltdespotie ideologisch gerechtfertigt wird; vor allem dann, wenn das Schicksal konkurrierender Gruppen oder Völker, bei diesem Kampf aus dem Unterworfenen zu einem Satellitendasein verurteilt sind, dann als ihre einzige Rettung vor dem Untergang bezeichnet wird. (4)

Als die Amerikaner 1950-53 in Korea einen Kreuzzug gegen den Kommunismus führten, da wurde es auch im Weltall der Science Fiction lebendig. Die Invasion in den Weltraum führte zum Gegenangriff außerirdischer Verbände, die von den vereinigten Streitkräften der Erde zurückgeworfen werden mußten. Auf der technicolorbunten Kinoleinwand tobte ein farberprächtiger Strahlenkrieg, der in seiner tricktechnischen Raffinesse “zu schön war, um an die Millionenopfer des Zweiten Weltkriegs zu erinnern. Der Science-Fiction-Film, folgerte Susan Sontag, sei erfüllt von der “Sehnsucht nach einem ‘guten Krieg’, der keine moralischen Probleme stellt, keine moralische Bewertung zuläßt” (5). Die Eindringlinge aus dem All sind nicht ein “Sie”, sondern ein “Es”, häßlich, tierisch, mitunter schleimig, gallertartig, auf keinen Fall “Geschöpfe Gottes”, vielmehr “Bug-eye monsters”, wie der friedliebende Pastor aus der (wiederum von George Pal produzierten) Filmbearbeitung von H.G. Wells’ *The War of the Worlds* (Kampf der Welten, 1953) feststellen muß, als er mit einer weißen Fahne auf die marsianischen Kampfmasch-



nen zugeht und ihn ein Todesstrahl in ein Häufchen Asche verwandelt. Es bedarf einfach keiner moralischen Rechtfertigung, solchen Monstern auch mit monströsen Mitteln, bis hin zum Einsatz der Atombombe, zu begegnen. Und da der "Eiserne Vorhang" für das amerikanische Publikum ebenso weit, geheimnisvoll und gefährlich sein mochte wie der "rote Planet", war es für die Unterhaltungsmedien ein leichtes, die außerirdischen Angreifer unterschwellig mit "russischen Ungeheuern" zu identifizieren. Byron Haskin, der Regisseur von *The War of the Worlds*, zeigt sich noch heute beeindruckt von der martialischen "Realistik", die er schuf: "I still feel that if you took the Martians out we could have easily inserted the Red Chinese or the Russians, the battle sequences were that realistic." (6)

15 Jahre vor dem Pal/Haskin-Film, am 30.10.1938, hatte die CBS ein Hörspiel des notorischen Alleskönners Orson Welles über selbige Invasion der Marsianer gesendet, das – angesichts des in Europa drohenden Krieges – nahezu eine Massenhysterie verursachte. Sechs Millionen Amerikaner, so errechneten Statistiker später, hatten die Sendung gehört – und rund zwei Millionen von ihnen für bare Münze genommen.

In Don Siegels *Invasion of the Body Snatchers* (Die Invasion der Körperfresser/Die Dämonischen, 1956), den Peter Bogdanovich "den besten und erschreckendsten Science-Fiction-Film, der jemals gedreht wurde", nannte, bilden sich in mannsgroßen Schoten, die aus Samen gewachsen sind, der aus der "Unendlichkeit" des Weltalls auf eine kalifornische Kleinstadt niedergegangen ist, Duplikate von Bürgern, und während die "Originale" schlafen, bemächtigt sich eine außerirdische Intelligenz ihres Verstandes und vernichtet sie dann. Die seelenlosen Doppelgänger, die kosmisch-parasitäres Leben in sich tragen, haben den Sinn für Schönheit und Liebe verloren; in ihrer gefühllosen Egalität fehlt ihnen die Individualität des "freien Amerikaners". Die Kommunisten, so lautet die Übersetzung eines solchen Streifens, sind dabei, die Vereinigten Staaten zu "unterwandern", um mehr und mehr Amerikaner in ihrem Sinne "umzudrehen", willenlose "Schotenmenschen" zu züchten. Eine unausdenkbare Gefahr für Amerika und die restliche "freie Welt", denn jeder, so wird dem Zuschauer eingehämmert, kann bereits ein Opfer des "roten Bazillus" geworden sein, keiner mehr dem andern trauen: ein Klima der totalen Verdächtigung war die Folge der politischen Hexenverfolgungen des republikanischen Senators Joseph McCarthy. Dieser suchte Amerika vor der kommunistischen "Infiltration" zu "war-

nen" wie der Reporter Scotty aus dem Howard-Hawks-Film *The Thing* (from Another World) (Das Ding aus einer anderen Welt, 1951) vor der außerirdischen, der, nachdem ein Captain der Air Force in einer Forschungsstation tief drunten am Nordpol einen blutsaugenden Extraterrestrier mit Starkstrom getötet hat, das Publikum auffordert: "Watch the skies . . . watch everywhere . . . keep looking . . . watch the skies!"

Aber: je mehr einige Amerikaner den Himmel beobachteten, desto mehr wurden sie von einem "himmlischen Gefühl" erfüllt. UFO-Sekten begannen sich zu formieren, die davon überzeugt waren, daß die "Fliegenden Untertassen" nicht den Tod, sondern das "Heil" brächten. Die Außerirdischen waren für sie keine geifernden, krokodilhautigen Bestien, es waren göttliche "Übermenschen", die herniederkamen, um die Menschheit vor der Apokalypse eines Atomkriegs zu bewahren. Vielleicht dachten die Leute, die so etwas glaubten, an den Comic – *Superman*, ein herkulisches Produkt des Texters Jerome Siegel und des Zeichners Joe Shuster, die als "zwei schwächliche, schüchterne, nervöse, kurzsichtige Jungen" beschrieben wurden: Immer wieder muß der "Mann aus Stahl", ein Alien, dessen Heimatplanet Krypton durch eine Katastrophe vernichtet und dem Amerika zur zweiten Heimat wurde, sein Land vor Superschurken und allerlei anderen Gefahren schützen.

Die UFO-Gläubigen sammelten sich um Scharlatane wie George Adamski, den Inhaber eines Erfrischungsstandes, der sich insofern als Amateur-Astronom bezeichnen konnte, als er auf dem Dach seiner Verkaufsbude ein Fernrohr montiert hatte. Adamski wollte am 20. November 1952 um 12.30 Uhr eine "Fliegende Untertasse" aus nächster Nähe gesehen und mit einem Venusier gesprochen haben:

Dieser Mann (der Insasse des Raumschiffs, Anm. d. Verf.) hatte lange Haare, fein gemeißelte Gesichtszüge und war mit einem ungewöhnlichen, einteiligen Anzug bekleidet, der anscheinend nahtlos war. Die Hosen sahen weiten Skihosen ähnlich und wurden an den Fußgelenken durch einen enganliegenden Bund zusammengehalten. Auf gleiche Weise waren die Ärmel an den Handgelenken geschlossen. Um die Taille trug der Mann einen breiten Gürtel. Er schien etwa 28 Jahre alt zu sein und ca. 135 Pfund zu wiegen. Seine Größe betrug etwa 1,65 Meter. Auch schien er freundlich gesinnt zu sein, denn er lächelte. Adamski versuchte schnell zu einer Verständigung mit ihm zu kommen. Obgleich der Fremde eine seltsame Sprache redete, die wie Chinesisch klang, und kein Englisch verstand, konnte

konnte Adamski, wie er später selbst sagte, sich mit Zeichensprache und Telepathie verständigen. Dabei kam heraus, daß er von der Venus gekommen sei und die Flying Saucers von vielen Planeten innerhalb und außerhalb unseres Sonnensystems kämen. Nach Aussage des Besuchers sind alle Planeten unseres Sonnensystems bewohnt. Seine Mission schien die Messung der von Atombomben verursachten Strahlungen zu sein. Um die Gefährlichkeit der Bombe für unsere Erde auszudrücken, zeigte er zu Boden und sagte "Bum! Bum!" Der Venuspilot glaubt an Gott; er ließ aber Adamski wissen, daß die Menschen auf seinem Planeten sich mehr an die Gesetze des Schöpfers halten, als es die Menschen der materialistischen Erde tun. Er sagte ihm auch, daß die Menschen des ganzen Universums sich physisch sehr ähnlich sind. (7)

Nicht lange vor diesem einschneidenden Erlebnis im Leben Adamskis, das aus einem Saulus gleichsam einen Paulus, aus einem Massenmenschen des "gottlosen" 20. Jahrhunderts einen erleuchteten "Kontaktler" machte, startete die Twentieth Century-Fox den Film *The Day the Earth Stood Still* (Der Tag, an dem die Erde stillstand, 1951), in dem ein Alien namens Klaatu, als messianischer Mahner, auf der Erde landet, um die Menschheit zur Einstellung der Atomversuche, die das "kosmische Gleichgewicht" bedrohen, zu bewegen – denn andernfalls sei man gezwungen, die Erde zu zerstören: "Join us and live in peace. Or pursue your present course – and face obliteration." Die Menschheit sieht sich vor die Alternative gestellt, sich nicht mehr (atomar) zu "versündigen" und die Friedfertigkeit des Kosmos zu erlernen oder aber, wie Sodom und Gomorrha, durch Feuer vom Himmel vertilgt zu werden.

In den folgenden Jahren erweiterte Adamski sein Phantasiegemälde noch um mancherlei Hirngespinnste: Die "Brüder" hätten ihn zu Flügen ins All mitgenommen (nachzulesen in seinem Buch *Inside the Spaceships* (Im Innern der Raumschiffe, 1956)), er sei Mitglied des "Interplanetarischen Rates" und habe, von einem Planetarier in den Vatikan geschleust, Papst Johannes XXIII. kurz vor dessen Tod in einer Privataudienz ein versiegeltes Päckchen der "Brüder" mit Ratschlägen für die Durchführung des Konzils übergeben.

Der Mensch unserer Zeit, so Adamski, befinde sich in einem "Zustand der Verwirrung", er lebe mehr den "Effekten dieser Welt", dem Verstand und den materiellen Dingen, als dem "Kosmischen", der "unvergänglichen Seele". Er selbst, Adamski, aber habe "einen unerschütterlichen Glauben an den Vater, der mich geboren werden ließ.

Nie hat ER mich vernachlässigt, und ER wird es auch nicht tun, solange ich seinem Zweck mit allen meinen Kräften diene. Er hat mich nie enttäuscht, während menschlicher Geist nichts als Enttäuschungen brachte." (8) Rationalismus und Materialismus als große Gefahrenquelle für die "kosmische Bestimmung" des Menschen (ganz zu schweigen vom Kommunismus, der aber in einem Film wie *Red Planet Mars* (1952) dank religiöser Botschaften vom Mars gestürzt werden kann)! Als Adamski am 23.4.1965 starb (oder besser: seine "leibliche Hülle", denn seine Anhänger glauben, daß ihm aufgrund seiner unerschütterlichen Loyalität bei der Durchführung seiner Aufträge eine Wiedergeburt in einem neuen Körper gewährt wurde, in dem er weiter arbeiten kann), wurde bei seiner Beisetzung ein Gebet verlesen, das mit folgenden Worten endete: "Adamskis Name ist ein Symbol der Hoffnung, des Verstehens inmitten der Verwirrung, ein Versprechen der Glückseligkeit und des EWIGEN LEBENS, wenn den Kosmischen Gesetzen der Natur gehorcht wird. Amen." (9)

An dem Beispiel dieses Mannes wird deutlich, daß die Ufologie sich schon sehr früh zur *Science-Fiction-Religion* (10) mauserte, die antrat, die irdischen Religionen, vor allem das Christentum, im Geiste des Raumfahrtzeitalters zu "reformieren", d. h. (magisch-) technisch aufzuladen. In seiner Untersuchung über die *Kulte des Irrationalen* (Reinbek 1976) stellte der Neurologe Christopher Evans fest, der Gott der orthodoxen Religion sei – ganz einfach aus Gründen der Glaubhaftigkeit – als unvollkommen empfunden worden, an seine Stelle seien neue Götter (oder Engel als göttliche Boten) getreten, überintelligente Wesen, die der Menschheit technologisch und vielleicht auch moralisch überlegen seien; sie kämen nicht aus einem altmodischen Danteschen Himmel, sondern von einem oder vielen der Myriaden Planeten in den Weiten des Universums.

Der Mensch ist in den Augen der UFO-Gläubigen nur ein hilfloses Lebewesen, er steht "auf der untersten Sprosse der universalen Stufenleiter". Das moralische Vakuum, in das ihn das technische Zeitalter stieß, ließ sein Bewußtsein verkümmern. Indem er dem Goldenen Kalb Wachstum opfert, zerstört er die Natur seines Planeten. (11) Die UFO-Sekten, vielleicht die Zeugen Jehovas des Raumfahrtzeitalters, ersehnen sich, da der Mensch unfähig ist, sich selbst zu erlösen, Rettung aus dem All, träumen vom Beginn eines phantastischen interplanetarischen Zeitalters, von der Kreation des homo cosmicus.

Indem sich die oft leicht übergeschnappten UFO-Jünger mehr und mehr von ihrer (unverständigen) Um-

welt, der sie sich, weil im Besitz der allein seligmachenden Wahrheit, überlegen glauben, abkapseln, geben sie sich immer abstruseren Phantastereien hin. Christopher Evans beschreibt den Fall einer solchen UFO-Sekte.

1954 vernahm der Londoner George King beim Geschirrspülen eine Stimme: "Mach dich bereit. Du bist ausersehen, die Stimme des Interplanetarischen Parlaments zu sein." Flugs gründete er die bald sehr mitgliederstarke *Aetherius-Gesellschaft* und fungiert seither als Medium, als "erster irdischer Kanal" der Kosmischen Meister, unter ihnen auch Gestalten etablierter Religionen (Jesus Christus, Sankt Peter, Buddha). Wie in den meisten anderen Glaubenssystemen geht es auch in der "Lehre" Kings um den "ewigen Kampf zwischen Gut und Böse" – das Universum wird zum Schlachtfeld der Weißen und Schwarzen Mächte. Die Apokalypse wäre in jüngster Zeit bereits mehrfach über die Erde hereingebrochen, wären nicht die guten Meister dem satanischen Eroberungsdrang entgegengetreten. Und mehr als einmal, versichern die Meister durch ihr Medium, habe der "Geist-Schub" an "Prana" (Lebensenergie), den Kings Aetherianer durch geistige Exerzitien, Gebete, Meditationen und ähnliches aufgebracht hätten, in besonders heiklen Situationen den Ausschlag gegeben, beigetragen, die sich erschöpfenden Batterien der Erde, deren Bewohner weitgehend die Fähigkeit, Lebenskraft einzusetzen, verloren hätten, aufzuladen (Jahre später bemühte George Lucas in seinem Filmspektakel *Star Wars* (Krieg der Sterne, 1976) eine ähnliche Kraft).

Auf dem UFO-Kongreß von 1968 in Cleveland/Ohio, gab Reverend Frank R. Basille, ein evangelischer Geistlicher, ein aufschlußreiches Beispiel für den Zusammenhang von Ufologie und theologischen Glaubenslehren. Die Wesen aus dem All, vermutete er, handelten nach dem "Wunsch Gottes, uns geistig in die Lage zu versetzen, die Flut des Bösen einzudämmen". Es sei jedoch nicht auszuschließen, daß es auch teuflische Aliens gebe, die durchaus mit einer Gruppe böser Menschen zusammenwirken könnten – in einer Allianz zur Eroberung der Erde. Diese würden sich "eines Tages einen Menschen herausuchen, den sie mit einer ungeheuren Macht ausstatten werden, und der durch seine Wundertaten demonstrieren wird, daß er fast gottgleich ist". Der Anti-Christ der biblischen Prophezeiung. "Wir leben in einer Zeit der erfüllten Prophezeiung", schloß Basille, aber wenn wir "uns recht verhalten, dann mag es uns gelingen, auch die Welt auf der rechten Bahn zu halten".

George Adamskis "Bericht" von seiner ersten Begegnung mit einem Venusier erschien 1953 in dem Bestseller *Flying Saucers have Landed* (Fliegende Unter-

tassen sind gelandet), der laut Evanden "Beginn eines Übergangs in die Ufologie von der quasi-ernsthaften Science Fiction zur Mythologie im Embryonalzustand" markiert. Den anderen (und längeren) Teil des Buchs bestritt der britische Bühnenschriftsteller und Elektroniker Desmond Leslie mit seinem Beitrag zweifellos die "UFO-Archäologie" begründete. Die UFOs sind für ihn nicht ein auf vierziger und fünfziger Jahre beschränktes Phänomen; sie besuchen, behauptete er, die Erde bereits seit dem Jahr 18 671 v.u.Z. Die UFO-Sekten machten sich Leslies phantastische "Gedankengänge" zueigen, durchforsteten Altes und Neues Testament nach Spuren der Planetarier und möblierten die Bibel technisch auf. In Veröffentlichungen der *Psychowissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft* der Westberliner "Kontaktler" Herbert Victor Speer aus den fünfziger und frühen sechziger Jahren wird zum Beispiel behauptet, Mose habe auf dem Sinai ein Raumschiff besucht und dort das "kosmische Gesetz der 10 Gebote" erhalten, der Stern von Bethlehem sei ein UFO gewesen und Jesus in einem Raumschiff gen Himmel gefahren.

Im Jahr vor der Mondlandung brachte der Econ Verlag einen Titel auf den Markt, der diese Spekulationen mit großem Erfolg wieder aufgriff: Angefangen mit *Erinnerungen an die Zukunft* erreichten die Bücher Erich von Dänikens bisher eine Gesamtauflage von beachtlichen 40 Millionen Exemplaren. In "grauer Vorzeit", so läßt der Schweizer Ex-Hotelier (und Ex-Katholik) verlauten, habe die Erde mehrmals Besuch von Extraterrestern erhalten, die den Menschen, "nach ihrem Ebenbild", durch gezielte Mutationen geschaffen hätten. Die Erinnerung daran sei in Religionen, Mythen und Märchen konserviert. Alles, ab auch wirklich alles kommt bei Däniken von "oben", vor allem die menschliche Intelligenz. Wer anders brachte den beschränkten Affenmenschen das Denken bei als die Astronautengötter, wer anders lehrte sie sittliche Wertungen und "das Schamgefühl beim Geschlechtsakt"? Beharrlich negiert der geschäftstüchtige Schweizer einen Prozeß der Menschwerdung durch menschliche Arbeit über die Herstellung und Vervollkommnung von Werkzeugen sowie deren Rückwirkung auf die Menschen selbst. Gerade ein Antimaterialist wie ihm muß "Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen" ein Dorn im Auge gewesen sein, und wenn Brecht, wäre er noch gelebt haben, ihm die Frage gestellt hätte, wer das siebentor Theben gebaut habe, hätte er vermutlich die stereotype Antwort erhalten: "Die Götter!"

Die alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchziehende krisenhafte Entwicklung des Spätkapitalismus ist bekanntlich begleitet von einer Krise der Ideologie, der Religion, der Theologie, der Kultur usw. In diesen Krisenerscheinungen reflektiert sich auf der weltanschaulichen Ebene die Tatsache, daß diese Gesellschaftsordnung mit ihren inneren Widersprüchen, Spannungen, Gegensätzen und Auseinandersetzungen nicht mehr fertig wird. So haben kluge Leute schon längst erkannt, daß die Losung "die Religion muß dem Volk unter allen Umständen und mit allen Mitteln erhalten werden" nicht mehr in den alten und gewohnten Geleisen verkauft werden kann. Die ideologische Absicherung der spätkapitalistischen Herrschaftsverhältnisse gegen alle Versuche zur Mündigkeit seiner Menschen wird zur Lebensnotwendigkeit für die weitere Existenz eines geschichtlich überholten Systems. Deshalb muß der offizielle Glaube durch "neue" Formen des Mystizismus ergänzt werden. Dort, wo vor allem die großen Kirchen ihre Kontrollfunktion über Millionen zu verlieren beginnen, muß das Unbegreifliche, das Unfaßbare, das Unerklärliche in modernisierter Form unter die Leute gebracht werden. Erich von Däniken hat also eine echte Bedarfs-lücke geschlossen. (12)

Dänikens "Thesen" verweisen auf den Anfang der "Modernen" Mystiker und Okkultisten. Der naturwissenschaftlich-technischen Aufklärung und einer nach sozialen Umwälzungen drängenden Arbeiterklasse traten im 19. Jahrhundert eine wieder erstarkende kirchliche Reaktion und ein Mystizismus entgegen, der in jedem Fortschritt nur Unheil witterte und den Hauptfeind im "atheistischen Materialismus" wählte. Okkulte Pseudowissenschaften machten sich daran, die Darwinische Evolutionstheorie zu verneinen, um die Menschheitsgeschichte in einem "neuen" (und doch alten) Licht erscheinen zu lassen.

Für die Mitbegründerin der *Theosophical Society*, Madame Blavatsky, war es der "Fall in der Materie", kurz: der Koitus, der den hochentwickelten Astralmenschen – ein Geisteswesen, das im Gegensatz zum heutigen Menschen einen "rassischen Höhepunkt" verkörperte – zum Anthropoiden degenerieren ließ. Überhaupt wurde die Sexualfeindlichkeit ein Erkennungszeichen zahlreicher Sekten – denn immerhin "gibt es keine andere Kultur neben der christlichen, in welcher die Manifestationen des Geschlechts so total aus dem Leben verbannt wurden, so sehr hinter Schloß und Riegel gesetzt wurden" (13). Ihre Mitglieder (14) sehnten sich nach einer sauberen, vom Geist durchdrungenen Welt ohne

(körperlichen) Schmutz (15). Der ehemalige Zisterziensermönch Adolf Lanz, der sich selbst zum Baron von Liebenfels ernannte und dessen *Ostara*-Hefte eine Zeitlang auch vom jungen Hitler gelesen wurden, glaubte die Quelle allen Übels im "Sündenfall" des weiblichen Homo sapiens, der es mit "niederen" Tierrassen getrieben habe: Juden, Neger, Mongolen usw. seien Abkömmlinge dieses Geschlechtsaktes. Insbesondere die Nationalsozialisten propagierten absurde Rassentheorien und sozialdarwinistisches Gedankengut: Aus dem Klassen- wurde ein Rassenkampf gemacht. Darüber hinaus reüssierte in faschistischen Kreisen die zyklische *Welteislehre* des Österreicher Hans Hörbiger, die auch das Wiederauftauchen des paradiesischen Thule (= Atlantis), der nordischen Urheimat des deutschen Ariers, garantierte. Die Gegenwart wurde als unscheinbar empfunden im Vergleich zur "erhabenen" Vergangenheit des eigenen Volkes. Das Wissen um diese Vergangenheit, meinte man, werde den "Herrenmenschen" in eine große Zukunft führen, die seiner Herkunft würdig sei. So waren die Mitglieder der *Thule-Gesellschaft* davon überzeugt, daß die arische Vergangenheit Deutschlands Rolle als Verkündernation des künftigen Übermenschentums rechtfertige.

Als Dänikens erstes Buch erschien, kam auch Stanley Kubricks *2001: A Space Odyssey* (2001: Odyssee im Weltraum, 1968) in die Filmtheater, "die mystische Hypothese einer umfassenden Allmacht, die den Menschen gebiert und eines Tages wieder in sich aufnimmt" (16): Der Streifen beginnt damit, daß Aliens, die anonym bleiben, in der "Ur-Nacht" Monolithen auf die Erde schicken, die den vom Aussterben bedrohten Affenmenschen die nötige Intelligenz für den "Kampf ums Dasein" vermitteln, und schildert dann, wie ein Mensch des Jahres 2001, der Astronaut Dave Bowman, als "Sternenkind" neu geboren, in die Gemeinschaft der außerirdischen Geisteswesen aufgenommen wird. Auch Däniken glaubt, daß sich unsere "himmlischen Väter" bald zu erkennen geben und uns in ihre Arme schließen werden. Er erwartet die Rückkehr der Astronautengötter noch in diesem Jahrhundert.

Die siebziger Jahre haben die UFO-Idee neu belebt. Ein von Vietnam, Watergate, Nixon und Wirtschaftskrise erschüttertes Amerika scheint sich mystischen Träumen hingeben zu wollen. Beredter Ausdruck dafür sind der überwältigende Kassenerfolg von *Star Wars*, mit dem in dieser Höhe wohl niemand gerechnet hätte, und auch die – zumindest filmische – Wiederkehr der Planetarier: In Steven Spielbergs *Close Encounters of the Third Kind* (Unheimliche Begegnung der dritten Art, 1977), einem durch und durch

von religiösen Motiven und Idealen getragenen Lichtspiel, darf ein typischer Mittelklasse-Amerikaner miterleben, wie die "Erleuchtung" per Raumschiff (das einer Kathedrale ähnelt) auf den Devil's Tower, einen Tafelberg in Wyoming, herabsinkt wie Gottes feurige Wolke auf den Berg Horeb in Cecil B. DeMilles spektakulärem Monsterrfilm *The Ten Commandments* (Die Zehn Gebote, 1956). Die Aliens, die da landen, sehen aus wie deformierte Babys oder vermenschlichte Mickymäuse mit freundlichen Kulleraugen und spindelartigen Armen, wirken schwach, zerbrechlich, und um sie zu "erfahren", muß man "werden wie die Kinder" (es verwundert nicht, daß der kleine Barry Guiler, den sie für kurze Zeit in den Himmel "entführen", in ihnen keine verbrecherischen Kidnapper, sondern Spielkameraden sieht). Und in den Augen der Erwachsenen liegt tatsächlich ein kindliches Leuchten: "So erscheint Spielbergs utopische Vorstellung als der Wunsch, in einen Zustand zu entfliehen, der einer als glücklich verstandenen Kindheit nahekommt." (17) Technisch und kulturell höherstehend, sind die "Kleinen" aus dem Weltraum doch nicht irdischem Genuß abgeneigt. In der Roman-Version wird eine Szenenfolge beschrieben, die im fertigen Film fehlt:

Als sie begriffen, daß sie unter "Freunden" waren, begannen die Wesen mit einer Orgie von Berühren, Betasten, Streicheln. Ein Crewleiter im weißen Anzug riß eine Kiste mit Coladosen auf, ließ die Verschlüsse knallen, reichte sie den winzigen Wesen und zeigte ihnen, wie man aus den Dosen trank.

Die Wesen gossen das Cola in ihre Hände, wo es verschwand. Das Ergebnis kam blitzartig: die Wesen begannen auf- und abzuspringen wie Tischtennisbälle, angeregt auf eine Weise, wie noch nie ein Mensch von Cola angeregt worden war. (18)

Halluzinationen der "Carter-Ära". Jimmy Carter ist zwar nicht der erwartete Messias, wie manche Wähler wohl noch kurz nach seinem Amtsantritt gehofft haben mochten, aber er ist sein Prophet, ein "Rufer in der Wüste", denn auch er will ein UFO gesehen haben, als er noch Gouverneur von Georgia war: "Es war kurz nach Einbruch der Dunkelheit. Zehn oder zwölf Leute haben es gleichzeitig beobachtet. Es schien zunächst, als bewegte es sich auf uns zu, dann teilweise von uns weg, schließlich kam es wieder und verschwand dann sehr schnell. Es war bläulich, später rötlich, dabei leuchtend, nicht massiv." (19) Wie Carter soll auch sein Volk wieder zum Himmel schauen, sehen, wann die Götter kommen, um das "auserwählte Volk" – nicht mehr die Isrealiten, sondern die Amerikaner – zu "erlösen", in die "kosmische Gemeinschaft" aufzunehmen.

Anmerkungen

- (1) Ein Comic-Magazin aus neuerer Zeit gibt sich selbst die Antwort auf die Frage "Who Believes In Flying Saucers?": "15 Million Americans Do!"
- (2) Tatsächlich hatten die Amerikaner mit einem Flugzeug (flying flapjack) experimentiert, das man mit einiger Phantasie als untertassenförmig beschreiben könnte.
- (3) Zit. nach Raven, Wolfram von: Strategie im Weltraum. Der kosmische Kampf der Giganten, Stuttgart 1969.
- (4) Menningen, Jürgen: Mythos und Kolportage, in: Egoist Nr. 13, Frankfurt 1967.
- (5) Sontag, Susan: Die Katastrophenphantasie, in: Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen, Reinbek 1968, S. 241.
- (6) Zit. nach Cinefantastique Vol. 5 No. 4, Oak Park, Illinois 1977.
- (7) Barker, Gray: Das Buch über Adamski, Wiesbaden-Schierstein 1967, S. 27.
- (8) Zit. nach ebd., S. 84.
- (9) Zit. nach ebd., S. 10.
- (10) Eine andere Science-Fiction-Religion ist die extrem antikommunistische *Scientology* des ehemaligen SF-Autors L. Ron Hubbard, die sich als "erste religiöse Technologie" versteht.
- (11) Herberts, Gottfried: Begegnungen mit Außerirdischen - Freunde aus dem All helfen uns, Frankfurt 1977.
- (12) Wernig, Erich: Zur neuen Weltanschauung des Herrn von Däniken, Köln o. J.
- (13) Lem, Stanislaw: Erotik und Sexualität in der Science Fiction, in: Pfade ins Unendliche, Frankfurt 1971, S. 46.
- (14) Nicht selten trifft man beispielsweise in UFO-Gruppen junge Männer, die kaum oder gar nicht über sexuelle Erfahrungen verfügen und die sich bisweilen außerordentlich frauenfeindlich geben, und ältere (manchmal alleinstehende) Menschen, die nicht mehr an Sex interessiert sind.
- (15) Eine fast pathologische Schmutz-Furcht terrorisiert auch fanatische Comic-Sammler, die es fertigen, von Heften zwei Exemplare zu erstehen, wovon sie eines niemals anrühren, damit es nicht "dreckig" wird.
- (16) Nettelbeck, Uwe in: *Die Zeit*, 20. September 1968.
- (17) *film-dienst* Nr. 8 vom 11. April 1978, Kritik Nr. 20 719.
- (18) Unheimliche Begegnung der dritten Art, München 1978, S. 186.
- (19) Zit. nach einer Presseinformation des Warner-Columbia Filmverleihs.

FLOH MARKT

GERADE ERSCHIENEN -
QUARBER MERKUR 49 &
50

Franz Rottensteiners unillustrierte Literaturzeitschrift - Kampf der verderblichen Schuldliteratur! In 49: Literaturwissenschaftl. Theorien der SF/Lykanthropismus in deutsche Horrorgeschichten/Lovecraft: Die analytische Methode/Blackwood: Weltenbummler & Geisterseher. In 50: Horrorgeschichten um 1900/Parapsychische Phänomene in der SF/SF wird Science Fact?/Dialoge mit der Zukunft. Es schreiben Lem, Kirde, Plank, Mosiq u.a. Bestellungen an: Franz Rottensteiner, Felsenstr. 20, A-2761 Miesenbach. (Preis: DM 3,- pro Ausgabe, 4er Abo DM 12,--)



Das Magazin SOLARIS bringt auf 132 (!) Seiten Beiträge von Profis und Amateuren: Stories, Comics, Grafiken, Filmfotos, Artikel und Rezensi-

onen zu Buch/Film/LP/Bildband. Ein wahrer Prachtband und in geringer Auflage eine Sammlerrarität. Für nur DM 5,80 inklusive Versand bei Christian Hellmann, Dohlenweg 6, 4220 Dinslaken 3 (Post-scheckkonto Essen 317 96-431).

SF-BAUSTELLE 9

Endlich ist sie da! Und wie immer mit ihrem Inhalt:

-JOE HALDEMAN: Ein Artikel untersucht alle seine Romane und seinen Stellenwert.

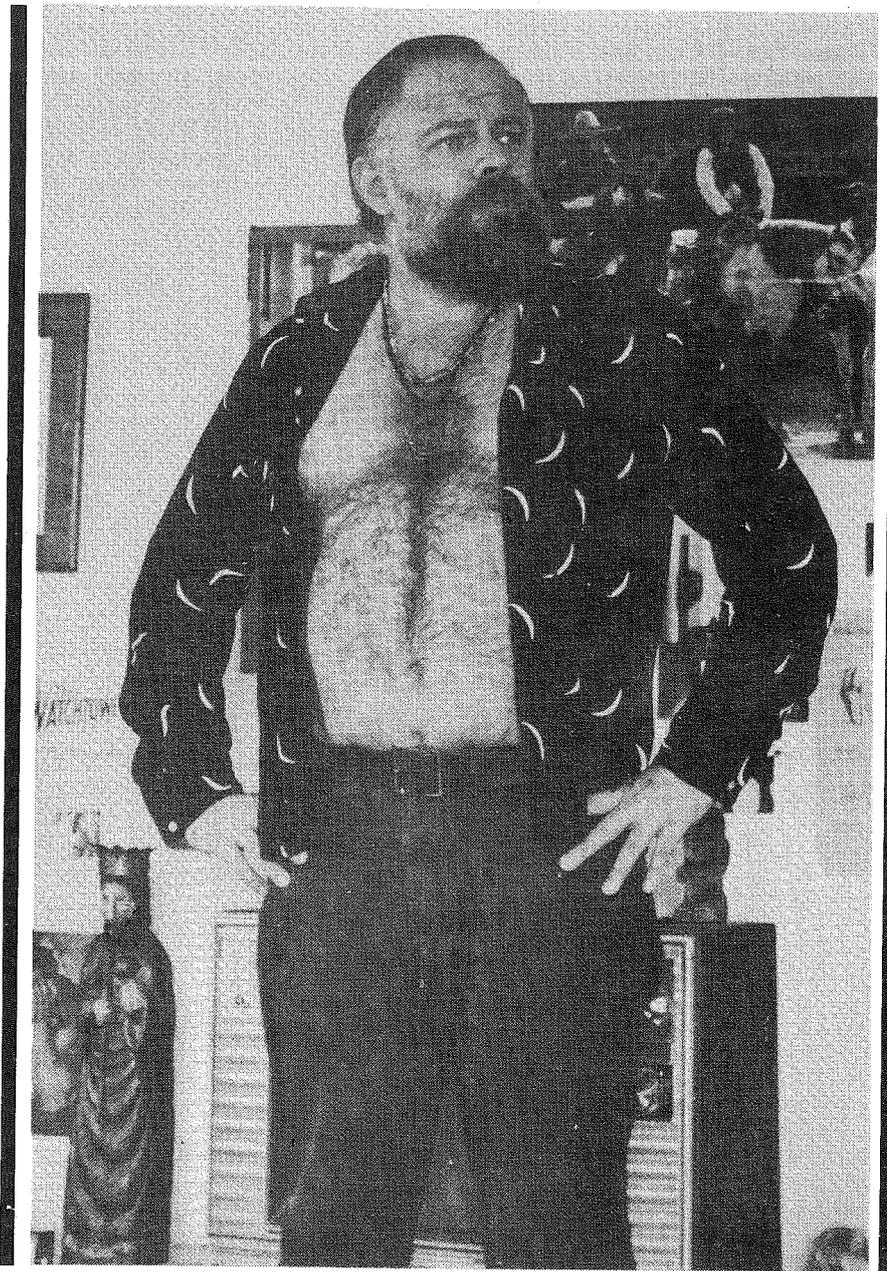
-SEXISTISCHE TITELBILDER: Warum werden SF-TBs vorwiegend mit nackter weiblicher Haut verkauft?

-COMET: Rückblick auf ein gescheitertes Experiment.

Und Rezensionen aller Neuerscheinungen von August bis Oktober - Und großem Filmteil - Und viele Illustrationen - Und das alles für DM 3,20 (plus Porto) bei: Marcel Bieger - Wilh.-Mauser-Str.8 - 5000 Köln 30.

SF-AKTUELL nennt sich ein Nachrichtenmagazin das monatlich mit 6 Seiten (und mehr) für DM -,80 erscheint. Druck: bester Offset. Inhalt: prall gefüllt mit Infos und Rezensionen über Verlage, Fanzines, Neuerscheinungen u.a. Jahresabo DM 9,--. Einzahlen auf PSK Hannover 1862 01-3 Hrsq.: Stefan Höpel, Wilhelm-Busch-Str. 18, 3400 Göttingen.

PHILIP K. DICK



★★ Im Gespräch ★★

Philip K. Dick ist einer der umstrittensten SF-Autoren der U.S.A. Viele sehen in ihm den größten Romancier, den die amerikanische SF in den letzten 20 Jahren hervorgebracht hat, andere lehnen ihn pauschal als Spinner oder Paranoiker ab. Unbestritten ist jedoch, daß Dicks Werke in der ernstzunehmenden SF-Kritik (so etwa in den Universitäts-Periodicals *SF-Studies*, *Extrapolation* oder *Foundation*) laufend starke Beachtung finden. Weniger sind es bei ihm einzelne herausragende Romane oder Stories, die das Interesse der Kritik erregen, sondern vielmehr sein äußerst homogen wirkendes Gesamtwerk. Der Großteil der 120 Kurzgeschichten und 32 Romane, die von Philip K. Dick seit 1952 veröffentlicht

wurden, kreisen um ein Zentralthema: der Mensch auf der Suche nach Realität und Wahrheit, in einem widrigen Universum voller Tücken und Gefahren.

Im allgemeinen werden Dicks Romane als der weitaus wichtigere Teil seines Schaffens angesehen. Grob gesehen fallen sie in drei Perioden: Die erste, in den fünfziger Jahren, war von Romanen wie *Eye In The Sky*, *Solar Lottery* oder *The World Jones Made* charakterisiert. Die zweite Phase, von 1962-1964, förderte vielleicht seine bekanntesten Werke zutage: *The Man In The High Castle* (Hugo-Award 1962), *The Martian Time-Slip*, *The Three Stigmata of Palmer Eldritch* und *The Simulacra* sind Highlights

aus dieser Zeit. *Ubik*, *Do Androids Dream of Electric Sheep* und *Now Wait for Last Year* sind die besten Titel aus einer dritten, fruchtbaren Schaffensperiode gegen Ende der sechziger Jahre. Seither war sein literarischer Ausstoß nicht mehr so groß. Phil Dick hat die Quantität gegen die Qualität eingetauscht, was sein 1974 erschienener Roman *Flow My Tears, The Policeman Said* beweist. Mit *A Scanner Darkly* (1977) hat er der SF sogar den Rücken gekehrt.

Das vorliegende Interview entstand im Herbst 1977 in Metz, Frankreich, und hatte eigentlich mehr die Form eines freien Gesprächs. Insgesamt wurden sechs Stunden Unterhaltung (verteilt auf drei Tage) auf Band mitge-

schnitten. Aus verständlichen Gründen können wir hier nicht alles abdrucken. Geführt wurde das Interview von Werner Fuchs und Uwe Anton. Übersetzung: Uwe Anton. Bearbeitung: Werner Fuchs & Ronald M. Hahn.

F: Phil, glaubst du, daß du heute besser im Geschäft bist, als noch vor zwei Jahren?

A: Ja, sowohl in Amerika, als auch in Europa. Die Übersetzungen liefen schon lange sehr gut, aber in den letzten zwei Jahren habe ich auch in Amerika wesentlich mehr verdient. Es hat sich wirklich sehr viel geändert. Ich bekomme nun bessere Honorare in Amerika. Heutzutage sehe ich zum ersten Mal die Möglichkeit, als Autor gut leben zu können.

F: Warum bist du in Europa – besonders in Deutschland und Frankreich – angesehener als in Amerika?

A: Die Antwort auf diese Frage ist sehr bedauerlich. Im amerikanischen Buchgeschehen wird die SF als ein nur für Kinder interessantes Genre angesehen, sie ist eben ausgeflippt und komisch. Nehmen wir z. B. Doubleday, einen sehr angesehenen Hardcover-Verlag. Wird dort ein SF-Roman veröffentlicht, ist er meist für ein jugendliches Publikum konzipiert. Fast die gesamte Auflage geht an Bibliotheken. Sie beträgt nur 5000 Exemplare, und das, obwohl die U.S.A. eines der größten Länder der Erde sind. Als ich *A Scanner Darkly*, meinen neuesten Roman vorlegte, wurde mir gesagt: "Das können wir nicht als SF veröffentlichen – wegen der Sprache!" Ihrer Verlagspolitik gemäß dürfen sie nur SF herausgeben, die ein Bibliothekar einem Kind in die Hand drücken kann. Der Verleger sagt also: "Ich werde den Roman nur kaufen, wenn Sie beim Schreiben unseren Richtlinien folgen." Das gilt natürlich in weniger stärkerem Ausmaß auch für die Taschenbuchverlage.

Es ist großartig, daß die SF in Europa ernstgenommen wird, zumindest ernster als in den Staaten. Dort kann kaum ein Erwachsener SF lesen, ohne Fragen wie "He – lesen Sie etwa diesen Kinderkram?" ausgesetzt zu sein. In den fünfziger Jahren war es noch schlimmer. Es gab keine Ausnahmen von dieser Regel, und ich schämte mich fast, SF zu schreiben, aber schließlich war ich damals ja selbst noch SF-Fan. Heute wird die SF immer noch als ein Genre für Kinder angesehen, aber wir hoffen, daß *Star Wars* daran einiges ändern wird.

F: Aber ist nicht gerade *Star Wars* ausgesprochener Kinderkram?

A: Nun ja, das ist die andere Seite der Medaille . . .

F: Die Rache für "Perry Rhodan"?

A: Nun, ich glaube, der Film wird mehr nützen als schaden. Ich habe ihn aber noch nicht gesehen, nur einige Vorschauen.

F: Ich stimme mit Ihrer Meinung überein, daß sich der SF-Markt in den USA hauptsächlich an Kindern orientiert, aber das dürfte auch in Europa der Fall sein. Auf beiden Kontinenten werden wohl nur die Autoren anerkannt, die über ein gewisses schriftstellerisches Renommee verfügen.

A: Ja, das stimmt. Und sie helfen auch dabei, die SF angesehener zu machen.

F: Nun, diese Autoren haben eine gewisse Tradition aufzuweisen, etwa Wells, Huxley, Orwell und Stapledon, und an ihnen haben sich dann eine Menge guter Autoren orientiert. Vielleicht trägt dies nun etwas dazu bei, daß die Marktchancen sich in Zukunft etwas verbessern.

A: Holland erlebt gerade einen großen Aufschwung. Dort wird viel SF gelesen.

F: Vielleicht verkaufen sich Ihre Bücher in Amerika schlechter, weil Sie in einer gewissen europäischen Tradition schreiben, die die amerikanische Leserschaft vielleicht nur schwer nachempfinden kann.

A: Ja, das ist richtig. Einer der größten Unterschiede zwischen mir und anderen SF-Autoren liegt in den literarischen Vorbildern. Die SF beeinflusste mich kaum. Da ich in Berkeley studierte – einer Universität, an der die Geisteswissenschaften dominieren – las ich Schriftsteller wie Kafka, Proust, Joyce und Flaubert. Ich lebte in einer Stadt, in der man zu keiner Party gehen konnte, wenn man seinen Proust nicht gelesen hatte. Über Proust oder einen anderen modernen Autoren zu diskutieren, war eben "in". Mir war das eine große Hilfe, denn deshalb habe ich Kafka gelesen anstatt Andre Norton. Eines Tages kündigte meine Frau Tessa an, sie wolle nun selbst mit dem Schreiben beginnen, und ich meinte: "Wenn du ernsthaft schreiben willst, mußt du viel gelesen haben. Wer ist dein Lieblingsautor?" Wie aus der Pistole geschossen antwortete sie: "Andre Norton." Und wie steht es mit Schriftstellern wie Defoe, Hawthorne, Dos Passos, Steinbeck oder Hemingway?" – "Hemingway?" fragte sie. "Nein, ich habe noch nie einen dieser Autoren gelesen." Nun, sie kam nicht aus Berkeley/Orange County. Ich hatte also richtig Glück, dort aufgewachsen zu sein . . .

F: . . . und den literarischen Hintergrund bekommen zu haben.

A: Ja. Als meine ersten Kurzgeschich-

ten publiziert wurden, merkte man ihnen den europäischen Einfluß natürlich an.

F: Ich habe das Gefühl, der Französische Symbolismus spielt eine gewichtige Rolle bei Ihnen. Relativisten aller Art, Leute wie Baudelaire oder auch Rilke.

A: Natürlich, Schriftsteller wie Thomas Mann oder James Joyce. Sicher wer solche Autoren kennt, schreibt andere Stories, als der, der nur *Astounding* oder *Galaxy* gelesen hat. Wenn man Joyces "Dubliners" kennt oder die Kurzgeschichten von Thomas Mann – die ich sehr schätze und mit denen ich mich sehr eingehend befaßt habe – schreibt man einfach anders. Die ersten Geschichten eines neuen Autors ähneln oft denen, die er einmal gelesen hat. Wenn ich einen Lehrstuhl für SF erhielt, würde ich den Studenten keine SF-Romane zu lesen geben, sondern Hemingway oder Steinbeck und dann erst SF. Und erst danach dürften sie selbst schreiben.

F: Welche SF-Romane findest du denn gut?

A: Sturgeons *More Than Human*, Millers *A Canticle For Leibowitz*, van Vogts *The World of Null-A*. Asimovs Foundation-Trilogie mag ich sehr, Bradburys *Martian Chronicles*, Clarks *Childhood's End*.

F: Wie denkst du über Ursula K. Le Guin?

A: Ich mag ihre Werke nicht. Ich halte sie für zu akademisch.

F: Vielleicht wegen ihrer politischen Einstellung z. B. in *The Dispossessed*?

A: Nun, sie kommt genau wie ich aus Berkeley, und vielleicht bin ich dieser Art Literatur leid, weil ich ihn zu oft ausgesetzt gewesen bin. Ich mag z. B. Romane wie Vonneguts *Player Piano*, ich mag Romane wie *"More than Human"*.

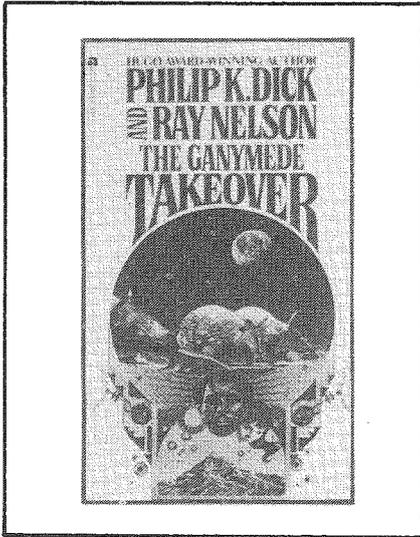
F: Das sind alles Romane aus den vierziger oder fünfziger Jahren, als du selbst noch Fan warst.

A: Ich stehe auf den frühen Heinlein und ich hasse den späteren Heinlein; von *Gulf* an verabscheue ich seine Sachen. Ich greife nicht nur seine politischen Ansichten an, ich glaube, daß er ganz einfach schlecht schreibt. Persönlich mag ich Heinlein sehr, während eines Banketts mit ihm lernte ich auch meine spätere Frau kennen, und wir unterhielten uns eifrig. Heinlein gab dabei etwas Bemerkenswertes vor sich. "Weißt du, Phil", sagte er "ich glaube nicht wirklich an das, was ich meine Charaktere sagen lassen. Ich schreibe einfach nur so, wie ich weiß, es verkauft sich so am besten."

F: Heinlein will seine Leser nicht enttäuschen?

A: Ja. Ich war sehr überrascht, denn er meinte es wirklich ernst. Der G

danke, daß er es ernst meint, macht die ganze Sache nur noch schlimmer. Unglaublich! Normalerweise erwartet man von einem Autor doch, daß er meint, was er schreibt und nicht nur Geld verdienen will. Heinlein hat sich reich geschrieben; ob er nun seine Aussagen ernst meint oder nicht, ist ihm völlig egal. Hauptsache, die Kasse stimmt. Ich selbst habe so etwas noch nie getan. Ich bin nicht daran interessiert, ob sich eine meiner Ideen besser oder schlechter verkauft als eine andere, ich bin nur an der Idee selbst interessiert.

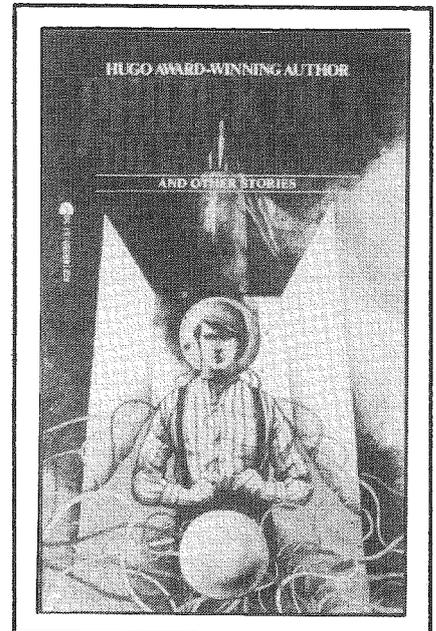


F: Du schreibst also nicht, um nur damit Geld zu verdienen?

A: Nein. Zwei Dinge in meinen Romanen interessieren mich. Einerseits die philosophische, soziologische, theologische oder politische Grundlage, zum anderen die Charaktere. Die Charaktere sehen sich der soziologischen Grundlage des Romans ausgesetzt; zumeist erkläre ich an ihnen das System. Einerseits gibt es Beherrscher des Systems, Leute, die Macht ausüben und andererseits Opfer, die auf der Verliererseite stehen. Die Grundlage meiner Romane bestehen aus einer in sozialer Realität verkörperter Idee, in der manche Charaktere Opfer und manche die Machthaber des Systems darstellen, und immer sind die Herren manipuliert. Sie glauben an das System, weil es ihnen Privilegien einräumt. So z. B. in *The Penultimate Truth*. Nach Erscheinen habe ich das Buch nie wieder gelesen, ich halte es für eins meiner Schwächeren. Wahrscheinlich wißt ihr, worum es darin geht: Ein paar Menschen leben auf der Erdoberfläche in paradiesischen Zuständen, während alle anderen unterirdisch dahinvegetieren, und glauben, oben sei immer noch Krieg. Am Ende erfahren Letztere die Wahrheit: man hat ihnen vorgelo-

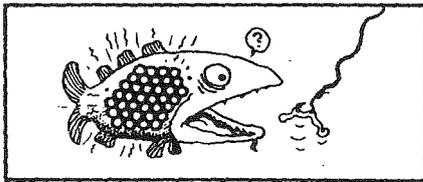
gen, oben sei noch immer Krieg. Und doch findet man heraus, daß letztendlich alles zu ihrem Vorteil geschah. Die Manipulateure waren also die Manipulierten. Das führt uns zum Thema "Wahrheit gegen Illusion" oder "Illusion der Realität gegen Illusion". Man glaubt an etwas Falsches, weil es bequem ist. Das sollte auch meine soziale Einstellung unter Beweis stellen. Aber was ich wirklich über "Zehn Jahre nach dem Blitz" sagen wollte: Diese Leute glauben nicht an etwas, weil sie es wollen, sondern weil es zu ihrem wirtschaftlichen Vorteil gereicht. Daher haben sie auch keine Wahrheit verdient. Die Nixon-Regierung war das beste Beispiel dafür. Ich war von ihren Taten geradezu fasziniert: Sie kümmerte sich nicht um Recht oder Unrecht, sondern tat einfach das, was ihr Vorteile brachte. Wie in einer SF-Welt, auf dem sechsten Planeten von Alpha Centauri: Man tut nur das, was profitabel ist. Man hat keine Ideale mehr. Geradezu ein Wunder, daß die Nixon-Regierung nicht die Opposition in die Luft gejagt hat. Genausogut hätte man die politischen Gegner kidnappen und ins Gefängnis werfen können. Das haben sie nur deswegen nicht getan, weil sie Angst hatten, ihre Machenschaften könnten aufgedeckt und sie dafür bestraft werden. Nicht jedoch, weil man moralische Bedenken hatte. Mit "moralische Bedenken" meine ich: Wenn sich eine außerirdische Rasse Amerika ansehen würde – die Technologie, Philosophie und Ethik – und dann über den reinen Pragmatismus hinausginge; wie Oppenheimer, der die Frage stellte, ob es richtig oder falsch sei, einhundert Millionen Menschen in die Luft zu jagen, würden sie sofort gewisse Fragen stellen. Es ist bemerkenswert, daß eine Gesellschaft alle ethischen Bedenken so schnell vergessen kann, alle Ambitionen aufgibt, die eine Regierung nun mal haben muß. Man muß einfach Fragen stellen, und dadurch wird man automatisch zum Staatsfeind. Auch die Exekutive einer solchen Gesellschaft befindet sich in einer schwierigen Lage: Wenn jemand einen Befehl ausführen soll, den er wegen moralischer Bedenken nicht ausführen will und es trotzdem tut – tun muß – überschreitet er eine unsichtbare Grenze und kommt mit sich selbst in Konflikt. Dieser eine Schritt ist so klein, daß man ihn gar nicht bemerkt. Doch er ist der Anfang vom Ende. Sobald man die Grenze überschritten hat, kommt einem alles andere ganz natürlich vor. So schreibt z. B. John Bean: "Tausend Tage lang war ich der Ratgeber des Präsidenten. Schon bald

fand ich heraus: wenn ich ganz nach oben wollte, in eine Vertrauensposition, mußte ich zuerst in die Niederungen der Korruption hinabsteigen. Trotzdem wurde ich dafür belohnt. Die Mittäterschaft errichtete ein grundlegendes Vertrauen zwischen mir und meinen Vorgesetzten. In Nixons Regierung wurden die Mittäter gegen die Unschuldigen ausgetauscht, ständig war Bewegung im Kreise der Berater, und langsam aber sicher stieg ich die Leiter immer höher hinauf, bis ich zum engsten Kreis seiner Mitarbeiter zählte und glaubte, die Spitze erreicht zu haben. Stattdessen war ich ganz unten angelangt." Ich halte es für einfach wunderbar, daß dieser Mann eingesteht, unser Land habe eine Regierung besessen, in der man mit jedem weiteren Schritt nach Oben krimineller wird. Kriminelles Verhalten wurde sogar belohnt! Und dieser Mann gab es zu. In meiner Vancouver-Rede sprach ich darüber, wie sehr ich mich über die neue Generation in den USA freute, junge Menschen, die weder glaubten, was man ihnen erzählte, noch Dinge taten, zu denen man sie zu zwingen versuchte. Ich schrieb diese Rede 1971, ohne von den Machenschaften unserer damaligen Regierung zu wissen. Ich erinnere mich an ein einfaches Mädchen von der Straße, das durch nichts zu bewegen war, etwas zu tun, das sie für falsch hielt. Sie war darin völlig

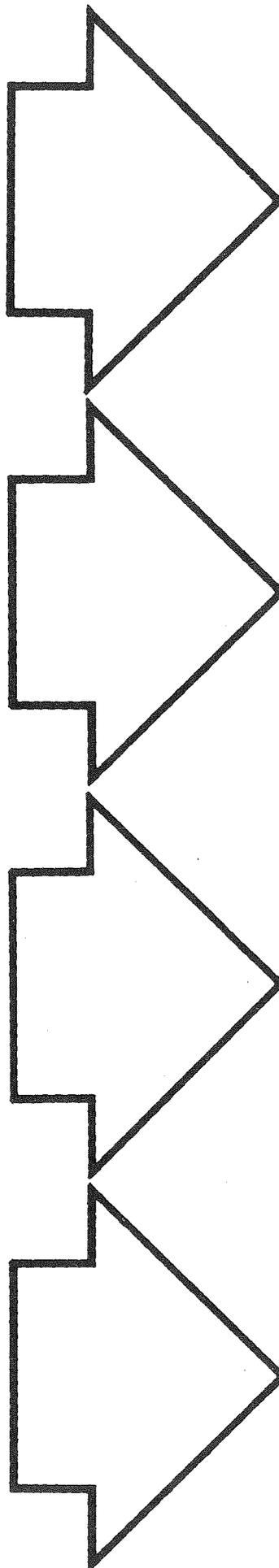


standhaft. Einmal hatte sie versprochen, mich zum Flughafen zu fahren und wurde plötzlich krank. Schmerzgekrümmt saß sie hinter dem Steuer, doch sie hat mich gefahren. Schließlich hatte sie es ja versprochen. Dort liegt die Stärke des Menschen. Sie stahl alles, was nicht niet- und nagelfest war, um

es zu verschachern, und wir wollten ihr klarmachen, daß dies falsch sei. Aber sie sagte: "Haltet mir keine Vorlesungen, ich bin nun einmal so." Ich begriff, daß dieses Mädchen in unserem Sinne keine Moral besaß, nur ihren eigenen ethischen Kode. Ich konnte große Geldsummen im Haus haben und wußte trotzdem genau, daß sie mir nichts stehlen würde, weil sie es versprochen hatte. Schaut euch andererseits das Establishment an: Diese Leute tun alles, wenn sie dafür nur gut bezahlt werden. Nixons Leute z. B.: Vielleicht standen sogar Berufskiller in ihrem Sold. Sie taten alles. Im US-Fernsehen lief die Serie "Washington hinter geschlossenen Türen", die zwar auf Watergate basierte und manche Fakten brachte, trotzdem aber fiktiv war. Darin saßen die Typen um einen Tisch, plantem Kidnapping, Drogenhandel, Schauprozesse und benahmen sich wie beim Kaffeeklatsch. "Wie teuer?" – "Eine Million." – "Die haben wir nicht, denken wir uns etwas Billigeres aus." So ungefähr lief das.



- F: Du hast in einem Aufsatz geschrieben, Gott habe dem amerikanischen Volk die Kraft gegeben, die Nixon-Regierung zu überwinden.
- A: Nun, so würde ich es heute nicht mehr ausdrücken. Ich glaube jedoch an eine kollektive Bewußtwerdung des amerikanischen Volkes. Man erkannte, daß unsere Regierung aus Mördern bestand und wir demzufolge *ohne* Regierung waren. Und die Opposition war machtlos. Dieses Kollektivbewußtsein gab es wirklich, ob man es nun Gott nennen will oder nicht. Ich weiß nicht, was der Begriff Gott bedeutet, doch ich glaube, daß der menschliche Verstand nicht der größte ist. Es existiert ein noch größeres Bewußtsein, wenn ich auch nicht weiß, was das Wort "Gott" bedeutet.
- F: Könnte dieses Phänomen etwas mit dem zu tun haben, was Carl Gustav Jung als das "Kollektive Unterbewußte" bezeichnet?
- A: Ja, natürlich. Ich glaube, daß dort eine Energie brachliegt, die immer stärker wird. Das bringe ich auch in meinem neuen Roman zum Ausdruck.
- F: Sprechen wir stattdessen über die Erfahrungen, die du mit der amerikanischen Polizei hattest.
- A: Da war mal eine Fernsehsendung, die ich vor kurzem sah, in der eine



- Dame interviewt wurde, die in USA als sowjetische Spionin gearbeitet hatte. Sie berichtete über Leben in der UdSSR unter Stalin und über das heutige Leben der Amerikaner, sagte sie, würden nicht den enormen Anstieg persönlichen Freiheit in der UdSSR zu Stalins Zeiten etwa sei es notwendig gewesen, ein Verbrechen begangen zu haben, um verhaftet zu werden. Damals konnte man dem Staat gegenüber völlig loyal sein und trotzdem festgenommen und von einem Standgericht verurteilt werden.
- F: Du denkst dabei an die Prozesse Jahre 1936 und 1937?
- A: Genau. Die Frau sagte, daß die Leute, denen damals der Prozeß gemacht wurde, völlig unschuldig waren. Heute jedoch muß man, wenn man z. B. wegen antisowjetischer Umtriebe verhaftet wird, zumindest etwas *getan* haben.
- F: Muß man unbedingt was tun, oder genügt es, was zu sagen?
- A: Nun, es genügt auch, was zu sagen. Aber der Kern liegt darin, daß jeder, der heute in der UdSSR verhaftet wird, sich wirklich gegen dieses Land gewendet haben muß während es zu Stalins Zeiten ...
- F: ... ausgereicht hätte, jemanden zu kennen, der etwas gesagt hat?
- A: Damals war es nicht nötig, überhaupt etwas getan zu haben. Sogar den loyalsten Parteimitgliedern wurde der Prozeß gemacht. Und ich muß sagen, genau diese Situation trifft heute auf die USA zu. Es ist nicht mehr nötig, eine Handlung gegen das Establishment zu begehen, man muß nur gewisse charakteristische Eigenschaften erfüllen, z. B. die Haare lang tragen, Rockmusik hören, Hasch rauchen. Es genügt, als Person angesehen zu werden, die etwas gegen die Regierung haben *könnte*, um ein potentieller Feind zu sein. Und Staatsfeind ist möglicherweise jeder, der nicht selbst zum Establishment gehört. Ich glaube, ein Vergleich der Zustände in den heutigen USA mit denen in Stalins Rußland fällt sehr leicht. Meine ablehnende Haltung zum Krieg habe ich so deutlich gar nicht manifestiert. Ich nahm nicht an Demonstrationen teil und drückte meine Haltung auch nicht in meinen Geschichten aus. Ich trug nur die Haare lang, rauchte Dope und spielte Rockplatten. So gelangte ich irgendwann in den Ruf, ein Staatsfeind zu sein. Dennoch wurde ich wie ein Staatsfeind behandelt. Die Polizei sagte zu mir: "Wir wollen keinen Kreuzzügler." Da ich mir gar nicht bewußt war, zu einem aufgerufenen zu haben, hielt ich diese Bemerkung noch für ein Kompliment. Es war interessant zu hören, daß die Polizei jemanden, der lange Haare hat

Joints raucht und Rockplatten hört, ein Kreuzzügler sei. Indem sie diesen Ausdruck benutzten, hatten sie schon mehr eingestanden, als sie eigentlich wollten. Und dabei hatte ich nur eine Petition unterschrieben, die für eine kleine Stadt in Marin County eine neue Wasserversorgung forderte. Außerdem hatte ich mich für eine neue High School eingesetzt. So war ich also ein Kreuzzügler für eine High School, eine Schwesternschule, einen neuen Kindergarten und für die Beendigung des Rüstungswahnsinns. Und die Polizei glaubte, ich würde Ausreißer beherbergen. Ich hatte auch einem Mädchen Unterkunft gegeben, das sich wirklich als Ausreißerin entpuppte, aber das wußte ich damals nicht. Ein Versehen.

F: Aber man machte dich dafür verantwortlich?

A: Ich war sogar bei meinem Rechtsanwalt und der riet mir, ich solle sie in meinem Haus wohnen lassen, da ich herausgefunden hatte, daß ihre Eltern sie schlugen. Doch sobald die Behörden erst einmal Nachforschungen über mich angestrengt hatten, machten sie mich zum Staatsfeind. Sie haben damit mehr dazu beigetragen, mich zu einem Staatsfeind zu machen, als ich selbst.

F: Man urteilte also allein nach deinem Aussehen?

A: Ja. Aber sobald sie erst mal . . .

F: Und all das hatte nichts mit deinen Büchern zu tun?

A: Nichts. Erst als man mir sagte, ich solle aus Marin County verschwinden, oder man würde mich umlegen, wurde ich zu dem, für den man mich hielt.

F: Marin County liegt nördlich von San Francisco?

A: Ja, richtig. Ziemlich viele Reaktiönäre wohnen da, manche sind wirklich reichlich verrückt . . .

F: Aber reich?

A: Regierungsbeamte, Spitzel, Gauner. Erst als die Polizei mich aus Marin County vertrieben hatte, wurde ich wirklich zum Staatsfeind. Darin liegt der Witz. Danach erst schrieb ich Dutzende von Briefen und Artikeln, und arbeitete diese Erlebnisse in meine Bücher ein; etwa in "Eine andere Welt". Damals hatte ich nichts zu verlieren. Ich wurde ja schon als Staatsfeind angesehen, und ich opponierte gegen den Vietnam-Krieg und nahm an Kampagnen und Demonstrationen teil. Was mich an der ganzen Geschichte fasziniert, ist die Art, wie sich ein paranoider, reaktionärer Polizeistaat genau die Feinde erschafft, von denen er glaubt, daß sie schon existieren.

F: Er erschafft sich die Feinde selbst?

A: Genau.

F: Ich erinnere mich an eine Zeit, als die Medien – damals, als viel über Drogen gesprochen wurde – von schlechten Trips oder Horrortrips berichteten, und von den Dingen, die man unter LSD u. dergl. wahrnimmt. Die Leute hatten nur selten solche Horrortrips, doch die Zeitungen schrieben darüber und heizten so die Paranoia an, so daß sich die schlechten Trips tatsächlich mehrten. Im politischen Sinne ist es genauso. Das gleiche könnte man z. B. über Kriminelle sagen. Viele sogenannte Kriminelle sind im normalen Sinne gar keine, sie werden nur durch offensive Aktionen des Staates kriminalisiert.

A: Natürlich muß man sich fragen, ob der Staat überhaupt weiß, was er tut. Vielleicht hat er wirklich vor, einen Gegner aufzubauen, aus dem er dann mit dem Hinweis auf terroristische Anschläge etc. ein Feindbild erschaffen kann. Vielleicht ist das ein Teil staatlicher Motivationen. Man *will* einen Feind haben . . .

F: Das ist schwer zu glauben . . .

A: Ja, das ist es. Ein schwieriger Prozeß. Doch als man mich einen Kreuzzügler nannte und ich nicht wußte, was damit gemeint war, fragte ich die Polizei: "Wollen Sie eigentlich, daß ich zum Kreuzzügler werde und das Establishment bekämpfe? Nun, wenn es so ist, sollen Sie Ihren Willen haben, auch wenn Sie später Ihre Meinung ändern sollten. Selbst wenn Sie wollen, daß ich ein Kreuzzügler bin, haben *Sie* mich dazu gemacht. Denn so wie die Polizei mich behandelt, muß ich einfach gegen sie vorgehen, ob sie es im Voraus geplant hat oder nicht. Ich bin mir nicht sicher, ob in der amerikanischen Polizei so intelligente Köpfe sitzen."

F: Wenn du das alles einem normalen Beamten erzählst, kann er dir – glaube ich – nicht folgen. Und die Leute, die die Fäden in der Hand halten, stehen irgendwo dahinter. Die Burschen, die dich verhaften oder als verlängerter Arm der Behörden arbeiten, wissen einfach gar nichts davon.

A: Ja, es sind sehr einfache Leute.

F: Und wenn du ihnen erzähltest, wovüber wir gerade gesprochen haben, hielten sie dich für verrückt.

A: Nun, sie werden sehr argwöhnisch. Das Mädchen, von dem ich wußte, daß es wegen Drogenhandel verhaftet worden war, setzte man hinterher als Polizeispitzel ein, um Informationen über die Szene zu bekommen. Ich fragte sie: "Warum verhält die Polizei sich mir gegenüber so feindlich? Was habe ich getan?" Ich hatte keine Ahnung, was ich mir zuschulden hatte kommen lassen. "Phil, *die Polizei versteht dich*

nicht", antwortete sie. "Du bist eine außergewöhnliche Person, und weil sie dich nicht versteht, ist sie argwöhnisch und will, daß du das County verläßt." Und ich sagte mir: "Jetzt mußt du dich wirklich ins Zeug legen und diese Geisteshaltung bekämpfen. Wenn wir in einer Gesellschaft leben, in der es schon ausreicht, die Motive eines anderen nicht zu verstehen, um ihm gegenüber argwöhnisch zu werden und ihn als Staatsfeind zu bezeichnen, dann habe ich nur einen Wunsch: noch außergewöhnlicher, seltsamer, komplexer und enigmatischer zu werden. Wenn ich damals auf einige schon enigmatisch wirkte, dann wollte ich das in Zukunft noch viel stärker sein. Also legte ich mir ein noch "verrückteres" Benehmen zu. Ich beschwerte mich beim FBI, man hätte meine Bürgerrechte verletzt, indem man mich aus dem County vertreiben wollte. So etwas ist einfach illegal und gilt auch in den USA als Sauererei. Es kann nicht einfach einer daherkommen und sagen: "Wenn Sie nicht verschwinden, werden Sie erschossen." Prompt kam auch ein FBI-Agent, und das erste, was er mich fragte, war: "Sind Sie jemals verhaftet worden?" – "Nein, noch nicht", gab ich zurück, und er sagte: "Was schreiben Sie eigentlich? Zeigen Sie mir mal eins Ihrer Bücher." Er behandelte mich – immerhin war ich der Ankläger! – als sei ich ein Verdächtiger. Er fragte mich nach meinem Militärdienst, setzte mich schließlich damit unter Druck, daß ich mich niemals wieder wegen einer solchen Sache an das FBI wenden solle. Und er sagte: "Wir wollen nie wieder mit Ihnen zu tun haben."

F: Phil, was hältst du von Norman Spinrads Vorwort zu deinem Roman *Dr. Bloodmoney, Or How We Get Along After The Bomb* (dt. "Nach dem Weltuntergang")?

A: Es erstaunt mich, daß jemand von meinem Buch so angetan ist und es auch so gut verstanden hat. Ich meine, er erschöpfte sich nicht in leeren Komplimenten wie "Er schreibt sehr gut!". Seine Auffassung von mir als metaphysischem Schriftsteller stimmt. – Meine Bücher beinhalten von Mal zu Mal mehr metaphysische Komplikationen. Das Buch, an dem ich nun arbeite, mein kommender Roman für Bantam, ist noch außergewöhnlicher.

F: Hast du schon einen Titel?

A: VALISYSTEM.

F: Vielleicht kommt es gleichzeitig in Deutschland heraus. Bantam gehört nun zu einem deutschen Konzern.

A: Ach ja? Nun, meine Nachforschungen haben ergeben, daß ich immer

tiefer in metaphysische Gebiete eindringe. Ich war also sehr dankbar, als ich in Normans Einführung las, das sei immer schon der Fall gewesen. Ich bin mir allerdings nicht ganz sicher, was das Wort Metaphysik überhaupt bedeutet, wie es definiert wird.

- F: Der Begriff hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Er stammt, wie ich glaube, aus der Antike, und bedeutete im Mittelalter "über das gewöhnliche Physische hinaus" und schließt philosophische und theologische und mit den normalen fünf Sinnen nicht wahrnehmbare Dinge ein.
- A: Ich würde es folgendermaßen definieren: Metaphysisch ist, was von mehr als einer Person beobachtet wird, wenn diese Beobachter – Plural! – nicht darin übereinstimmen, was sie gesehen oder erfahren haben. Wenn sie genau übereinstimmen . . .
- F: Stellt es kein metaphysisches Problem mehr dar.
- A: Exakt. Dieses Problem hat eine fluktuierende Eigenschaft, die nicht einfach niedergeschrieben werden kann. So hat z. B. Thomas von Aquin versucht, die Theologie zu entmetaphysikalisieren und als leicht verständliche Wissenschaft darzustellen. Ein völliger Fehlschlag, da ein solches Gebiet nie von präzisen Definitionen eingegrenzt werden kann und nie präzisen Wahrnehmungen unterliegt. Das meine ich mit metaphysisch.
- F: Ein gutes Beispiel dafür dürfte der Erfolg von Autoren wie Moody und Elisabeth Kübler-Ross in Amerika sein, Menschen, die in Krankenhäusern arbeiteten und viel mit Sterbenden zu tun hatten. Sie entwickelten eine Art Wissenschaft vom Tod in ihren Büchern. Das gehört zur Metaphysik: Niemand hat die gleiche Auffassung darüber wie ein anderer. Eine sehr persönliche Erfahrung . . .
- A: Das ist die andere Seite, das Element des Subjektiven. Ich könnte eine bestimmte Auffassung haben, die sich von der normalen Art der Wahrnehmung sehr unterscheidet, und ich hätte Probleme, mit dir zu kommunizieren, da du die Realitätskonfigurationen nicht so siehst wie ich. Und so würde das metaphysische Element grauenhaft und enigmatisch werden, nur weil die Beschreibung der Wahrnehmung der gleichen Realität differiert.
- F: Das ist auch ein linguistisches Problem.
- A: Ja, natürlich. Doch Norman Spinrad stellte heraus, daß ich aus neuen Gesichtspunkten heraus schreiben und für mich die wahrnehmbare Welt aus nichts weiter besteht als aus der Totalität der verschiedenen Sichtweisen. Und gerade daraus be-

steht in meinen Büchern die Metaphysik. Ich beschreibe eben kein einheitliches Universum, das von allen gleich gesehen wird.

F: Diese Vielfalt der Möglichkeiten, die Summe der unendlichen Möglichkeiten, aus der die Menschen heraus handeln und wahrnehmen . . .

A: Jung hat in seiner Studie über die psychologischen Typen geschrieben, der intuitive Mensch sei auf die Möglichkeiten ausgerichtet und nicht auf die Realität. Ein Psychologe, der mich einem Rorschachtest unterzog, behauptete, einer intuitiveren Person als mir sei er nie begegnet. Ich sehe also die Realität als Entwicklung von Möglichkeiten. Nehmen wir dieses Bett: Ich sehe es so, wie es dasteht, und auch das, was es sein könnte – seine Geschichte, was es war, was es ist, was es sein könnte, was es einmal werden wird, wofür man es benutzen könnte; aber nicht in einem futuristischen Sinn, sondern in dem, was damit einmal geschehen wird.

F: Bis zu welchem Ausmaß sehen wir dieses Bett denn im gleichen Rahmen?

A: Das ist mein metaphysisches Problem: Ich weiß es eben nicht, wir können darin niemals ganz sicher sein. Man kann niemals ganz gewiß sein, daß man die Dinge gleich sieht.

F: Man trifft Übereinkünfte in der Sprache.

A: Das ist der Zweck der Sprache. Doch man kann nie wissen, ob die Worte, die man benutzt, sich auch auf gebräuchliche Erfahrungen beziehen.

F: Dann existiert also auch die Möglichkeit, deine Romane zu mißinterpretieren, wie ja die französische Einleitung zu "Eine andere Welt" unter Beweis stellt.

A: Ja. In einem Interview mit dem Verfasser dieser Einführung sind wir auf ein anderes Thema gekommen, und das war meine Einstellung zu Drogen. In diesem Zusammenhang wurde ich gefragt, ob eine Beziehung zwischen mir und Timothy Leary bestünde. Nun, tatsächlich zeigt sich dem aufmerksamen Leser, daß in meinen Romanen Drogen nicht gerade positiv bewertet werden, z. B. in "LSD-Astronauten", *Now Wait For Last Year*, *Faith Of Our Fathers* (Kurzgeschichte, dt. "Mr. Chiens Halluzinationen") und "Irrgarten des Todes". Und in *Now Wait For Last Year* wirkt die Droge sogar destruktiv und wird in der Tat von der Regierung als Waffe benutzt. In einer Analyse meiner Bücher (*SF Authors 1*) behauptet der Verfasser: "Phil Dick schreibt ständig über Drogen, doch er zeigt immer die möglichen Gefahren, die sie in sich bergen; im ersten Moment

befindet man sich in dieser Zwangslage, im nächsten schon wieder einer anderen." Drogen sind sehr verlockend, aber auch sehr gefährlich. Dann kamen wir auf "Eine andere Welt" zu sprechen, und der französischen Ausgabe findet man eine völlige Mißinterpretation meiner Absichten. Setzen wir es einmal voraus, der Herausgeber meint es ernst und glaubte wirklich, er würde den Law-and-Order-Staat propagieren. (1) Dabei bin ich mir nicht einmal sicher, daß er es ermeinte.

F: War es der gleiche Herausgeber, bei dem auch Ihre anderen französischen Ausgaben erschienen?

A: Ich weiß nicht, ich habe mir gerade erst eine Ausgabe besorgt. Der Autor, der auch das besagte Interview gemacht hat, teilte mir mit, seine politische Einstellung sei extrem rechts. Meiner Meinung nach kann er nur folgendermaßen auf die Idee gekommen sein ich würde mich nach einem Law-and-Order-Staat sehnen: Weil der Charakter Felix Buckman, ein hoher Polizeibeamter, mit Sympathie beschrieben wird. Doch das nur, weil er gegen Ende des Romans einer Wandlung unterliegt, und die Menschen zu lieben beginnt, die er systematisch verfolgt hat. Er erlebt eine fast schon religiöse Wandlung, und anstatt einen Angestellten des Gewerks als feindlichen Fremden zu behandeln, gegen den er, der Polizist Buckman, Argwohn verspüren sollte, umarmt er ihn und empfindet Zuneigung. Doch ich habe einfach nur die Möglichkeit aufzudecken versucht, der Polizeiapparat sei in der Lage, seine Einstellung zu wandeln. In diesem Interview habe ich gesagt, es sei bezeichnend für eine schlechte Regierung, wenn sie vermutet, die Bevölkerung beabsichtige Böses. Dann hat sie die Berechtigung zu regieren verloren. Der Vertrag zwischen einer Nation und ihrer Regierung schließt ein, daß die Regierung der Bevölkerung und die Bevölkerung der Regierung Verträge entgegenbringt. Sobald die Regierung dem Volk mißtraut, hat sie ihr Mandat verloren, denn dann handelt sie nicht mehr als ausführendes Organ des Volkes, sondern richtet sich gegen es. In "Eine andere Welt" ist Buckman ein ausgesprochen Spürhund. Er nimmt sich einen Mann heraus, Jason Tavenner, über den er gar nichts weiß und eben weil er nichts über ihn weiß, verfolgt er ihn und will ihn vor Gericht stellen. Ich verstehe nicht, wie das jemand als eine ideale Auffassung vom Staat interpretieren kann. Dieser Mensch muß die Gedanken schätzen, Unschuldige zu verfolgen. Es muß ihm ganz natürlich vorkommen, daß eine Regie-

rung Menschen jagt, über die sie nichts weiß, sie verhaftet, vor Gericht stellt und schließlich hofft, ihn ermorden zu können. Für ihn scheint das zu den normalen Konflikten eines funktionsfähigen Staates zu zählen. Mir würde diese Regierung stinken. Doch ich hoffte darauf, die Veränderbarkeit dieses Staates zeigen zu können. Denn in diesem Apparat stecken Individuen, die die tyrannische Herrschaft ihrer Regierung überdenken können. Buckman hat versucht, die Konzentrationslager abzuschaffen, Wege gesucht, den Verfolgten zu helfen. Was wir hier sehen, ist die Tatsache, daß Menschen sich ändern können. Ich glaube, wenn man einen totalitären Staat beschreibt und einen der Polizeibefehlshaber einfach als Menschen darstellt, kann man in Gefahr laufen, vorgeworfen zu bekommen, diese Staatsmaschinerie zu verteidigen. Doch ich verteidige nicht diesen Apparat, ich stelle nur fest, daß es in dieser Maschinerie auch Menschen geben muß, die in der Lage sind, die Moral des Mandats, aufgrund dessen sie herrschen, anzuzweifeln. Und ich habe außerdem noch betont, daß Buckman wegen seiner allzu menschlichen Einstellung degradiert wurde. In England hat ein Rezensent festgestellt, dies sei das erste Mal, daß in meinen Büchern ein Sprecher des Staates mit Sympathie dargestellt werde. Das kann auch den Fehler in der Interpretation erklären, ich würde einen tyrannischen Polizeistaat mögen. Ein Regierungsbeamter beginnt lediglich, sein Verhältnis zu den von ihm Verfolgten zu überdenken.

F: Warum hast du den Handlungsfaden mit Buckmans Schwester – die ja eine Droge nahm, durch die Taverner aus seiner Welt herausgerissen wurde – in den Roman eingefügt? Nur weil deine Leser die Zerstörung der Realität erwarten, die in fast allen deiner Bücher vorkommt?

A: Macht der Gewohnheit. Wäre mir etwas besseres eingefallen, hätte ich es anders gemacht.

F: Welchen Roman hältst du für deinen besten?

A: *The Simulacra* mag ich am liebsten, weil er viele Charaktere enthält, die ein scheinbar alltägliches Leben führen. Das läuft auf eine der spaßigsten Szenen des menschlichen Elends hinaus, die ich mir vorstellen kann. In dem Buch treten zwei Verkäufer auf, deren größte Hoffnung es ist, vor der First Lady im Weißen Haus eine Vorstellung zu geben, und als sie ihre Chance kriegen, beißt ihr kleines Haustier, ein Papoula, die First Lady, und ihre Erinnerung an den Auftritt wird ausgelöscht. Für mich ist dieser Roman eine Komitragödie oder eine Tragi-

komödie. Diese beiden Männer haben all ihre Hoffnungen auf diesen Moment gesetzt, und dann geschieht so etwas! Was ich an meinen Büchern am meisten mag, ist der Versuch, Humor und Tragik zu verschmelzen, um zu zeigen, daß sie nicht voneinander zu trennen sind, wie Yin und Yang, die Kräfte der Dunkelheit und des Lichts. Jede tragische Situation kann von einem Moment zum anderen ins Komische umschlagen. In diesem Zusammenhang kann ich mich an eine kleine Anekdote erinnern. Ich hatte mich in die Frau eines Redakteurs verliebt, und ihr Mann war sehr zornig auf mich und verbot ihr, mit mir zu sprechen. Er selbst sprach jahrelang nicht mit mir. Dann traf ich ihn auf dem 68er Weltcon wieder. Ich hatte ihn lange Zeit nicht gesehen und beschloß, ihm meine Überlegenheit zu zeigen. Ich stand auf und ging mit großer Würde hinüber; seine Frau hatte eine Zigarette in der Hand und suchte nach Feuer. Ich holte mein nagelneues Ronson-Feuerzeug heraus, stellte mich zwischen sie und ihren Mann – er kramte nach Streichhölzern – und wollte ihr lässig Feuer geben – Fehlzündung! Sie brach in schallendes Gelächter aus, und von da an waren wir wieder Freunde. Ich hatte diese großartige Geste gemacht, und das Ding zündete nicht. Inmitten der größten Tragödie besteht immer die Möglichkeit, daß irgendetwas umwerfend Komisches geschieht; das Gegenteil – inmitten großen Humors geschieht etwas Schreckliches – trifft natürlich auch zu. Diese Dinge sind unvorhersehbar. Ein Buch, das das Leben wirklich spiegelt, kann nicht nur Tragödie oder Komödie sein. Das neue Konzept, beides miteinander zu verschmelzen – entgegen dem griechischen Theater, wo in einer Tragödie alles schlecht ausgeht und in einer Komödie alles gut, kommt vielleicht schon bei Shakespeare vor. Ein Beispiel, wie schnell aus einem Shakespeareschen Drama eine Komödie werden kann: Jemand entführt aus Rache die zwei Kinder einer Frau und verarbeitet sie zu Hackbraten – ein sehr obskures Stück von Shakespeare. Diese Frau hat allerdings auch Schreckliches getan. Bei einem Bankett serviert der Entführer der Frau den Hackbraten, sie ißt ihn, und er fragt: "Wie schmeckt's?" "Gut", antwortet sie. Er: "Das waren deine beiden Kinder." Das ist natürlich abscheulich, doch ein Freund von mir und ich haben es folgendermaßen umgeschrieben: Sie sitzt da, ißt einen Hackbraten, er fragt: "Wie schmeckt's?" "Ausgezeichnet", gibt sie zurück, und er: "Das ist dein Sohn George, den du da gerade ißt,

und der andere ist dein Sohn Bob." Sie ergreift den Hackbraten, der einst George war, und wirft ihn dem Mann (klatsch!) ins Gesicht. Er nimmt den anderen und wirft ihn ihr ins Gesicht. So kann eine abscheuliche Grausamkeit sehr komisch wirken.

Die Frau des Redakteurs – ich möchte nicht sagen, um wen es sich handelt – sieht immer die komischen Sachen im Leben. Das begann schon in der Schule, als ein Lehrer ihr erklärte: "Um ein Messer zu sterilisieren, hält man es über eine heiße Flamme." Und sie lachte, weil alle Flammen heiß sind. Ich hatte einmal eine Freundin, mit der ich zum Flughafen fuhr. Dort stand ein Schild: TERMINAL PARKING. "Terminal" heißt ja auch "Tod", und sie schluchzte: "Oh Gott, ich will noch nicht sterben, ich bin doch erst dreundzwanzig." Sie weigerte sich standhaft, dort zu parken. Inmitten des Schreckens lauert also etwas sehr Komisches, wenn man es nur sehen kann. Es ist viel grausamer, daß sich inmitten des Humors etwas sehr Schreckliches verbergen kann. Der größte amerikanische Komiker – Lenny Bruce natürlich – stellt dies sehr geschickt heraus.

Deshalb mag ich *The Simulacra* sehr. Hier werden die verzweifeltsten Ambitionen zweier Menschen beschrieben, die zuerst in einer unglaublichen, unerwarteten Einladung ins Weiße Haus gipfeln und dann von diesem kleinen Tier ruiniert werden, das die First Lady beißt. Und die First Lady existiert dabei gar nicht, sie ist eine Schauspielerin, die ihre Rolle spielt. Ich mag diesen Roman am liebsten, noch mehr als *The Man in the High Castle*, weil darin eben kein Humor steckt.

F: Warum hat er dann den "Hugo" gewonnen?

A: Nun, er ist ein Meisterwerk, das ich sehr bewundere, doch eben auf intellektuelle Art.

F: Du magst auch Mr. Tagomi? (Eine der Hauptpersonen des Romans.)

A: Ich bin sehr stolz auf ihn.

F: In deinem Roman *Confessions of a Crap Artist* findet man sehr viel Humor und auch Tragik, aber in "LSD-ASTRONAUTEN" und "MOZART FÜR MARSIANER" kommt überhaupt kein Humor vor.

A: Nun, in "MOZART FÜR MARSIANER" gibt es einige Stellen, die ich für sehr komisch halte, doch außer mir wohl niemand. Nehmen wir "LSD-ASTRONAUTEN"; Palmer Eldritch ist so böse, wie man es nur sein kann, er ist das Böse an sich, und wird von einem gewöhnlichen Menschen besiegt, nicht von einer Art Superman. Gerade das betrachte ich als sehr vergnüglich. Die

ner ist erinnerungswürdig. Der Mensch wird immer Pläne für die Zukunft schmieden, Lösungen suchen. Faulkner hat das am Menschen herausgestellt, was wirklich groß an ihm ist. Ich schreibe nicht über Helden, weil sie auf alles eine Antwort wissen. Als ich diese alten Buck-Rogers-Filme sah, fiel mir etwas auf: Hundert bewaffnete, orientalistisch wirkende Schurken hatten Bucks Freundin Wilma entführt, und Buck rief ihr zu: "Wenn ich ein Zeichen gebe, komme ich herangerast, und wir fliehen zu unserer Rakete." Und er machte alle Hundert nieder und entkam. Das ist sehr heroisch, wißt ihr, aber nicht das, was menschliches Heldentum wirklich ausmacht. In der Schönheit der menschlichen Natur liegt das wirkliche Heldentum. Ich erinnere mich daran, als ein Freund von mir einmal krank und ich so arm war, daß ich noch nicht einmal ein Telefon besaß. Wir fuhren zu einer Telefonzelle, um einen Arzt zu rufen, hatten aber kein Kleingeld. Ein paar schwarze Fensterputzer waren an einer Tankstelle beschäftigt, und ich ging zu ihnen und sagte: "Hört mal, wir müssen einen Arzt anrufen und haben kein Geld." Sie legten ihre Arbeit nieder und suchten wortlos und mit erstem Gesichtsausdruck ihr Kleingeld zusammen und gaben es uns. Das sind wirkliche Menschen, dachte ich, sie stellen keine Fragen, sagen nicht: "Na komm, du willst uns nur ausnehmen!" Sie glaubten und vertrauten uns, und wir konnten unseren Freund zum Arzt bringen. Solche Dinge – z. B. sagte mir nach einem Autounfall eine völlig fremde Frau: "Ihre Freundin ist nicht tot, sie atmet, ist nur bewußtlos, aber Sie, Sie sind schwer verletzt. Bewegen Sie sich nicht, bleiben Sie hier liegen, bis der Krankenwagen kommt!" Und es kamen drei Krankenwagen, und alle diese Menschen waren mir völlig fremd. Solche Dinge werden jedoch nicht in den Annalen vermerkt, niemand sieht so etwas – bis auf Gott vielleicht, und wenn nicht, werde ich ihm gehörig die Meinung sagen (lacht). Doch man sollte so etwas sehen. Genau diese Vorfälle versuche ich in meinen Romanen zu schildern. In irgendeinem meiner Bücher, ich weiß nicht mehr welches, schlägt jemand die Morgenzeitung auf, liest die Überschrift: "Betrunkener Vater ißt eigenes Baby", und sagt: "Man weiß nie, was im Leben auf einen alles zukommt." Diese Überschrift habe ich tatsächlich gesehen. Ein paar Tage später stand in der Zeitung: "Mann ertrank in einem Behälter mit heißer, sich verhärtender Schokolade; Schwager fand ihn, da

er nicht nach Hause gekommen war." Dieser Mann empfindet natürlich Abscheu bei solchen Nachrichten, aber ich habe diese Überschriften tatsächlich gesehen.

F: Die meisten deiner Charaktere suchen nach Antworten, ohne sie zu finden. Nach welchen Antworten suchst du selbst?

A: Ich suche nur eine einzige. Ich kann es vielleicht so ausdrücken: Ich suche nach persönlichem Glück, Erfüllung, Freude, und gewisse Anerkennung. Ich hoffe auch, viel Geld zu machen. Nein, eine verzweifelte Suche ist in mir zurückgeblieben, die ich nie aufgeben werde: Ein für alle Mal zu meiner eigenen Zufriedenheit die wirkliche Natur der Realität zu bestimmen, verglichen mit der offensichtlich bedingten Wirklichkeit, die wir wahrnehmen. Seit siebenundzwanzig Jahren stelle ich in meinen Büchern Fragen und habe die offensichtlich Welt nach dem durchforscht, was hinter ihr liegt. Deshalb habe ich auch LSD genommen, aber es hat nichts genützt, deshalb habe ich damit aufgehört. In den letzten dreieinhalb Jahren bin ich zu einem fantastischen Wahrnehmungsdurchbruch gelangt, der – wie ich meine – mir die wirkliche Welt zeigt. Ich weiß nicht, wie mir dieser fantastische Durchbruch gelungen ist, doch seither habe ich nichts anderes getan, als zu versuchen, eine kohärente Erklärung für das, was ich sah, zu entwickeln. Man kann es so erklären: Wir sitzen im Theater bei einer Premiere. Aus irgendeinem Grund – aus welchem, spielt keine Rolle – sind wir alle so naiv zu glauben, die Aufführung sei kein Spiel, sondern Wirklichkeit. Seit zwei Akten sitzen wir da und glauben, die Schauspieler stellen die Realität dar. Sagen wir, wir wohnen einem Stück über die Ermordung Abraham Lincolns bei, und glauben, der Schauspieler sei Lincoln, und ein anderer John Booth. Wir schauen zu und glauben, alles ist *wahr*. Und plötzlich fallen die Vorhänge herunter, wir sehen die Leute hinter der Bühne, den Regisseur, den Requisiteur . . .

F: Eine Rißzeichnung?

A: Für dreißig Sekunden sehen wir es, und alle Leute springen von den Sitzen hoch. Die Bühnenleute hoffen, daß alle Zuschauer geschlafen haben, doch diese dreißig Sekunden haben die Wirklichkeit enthüllt. So etwas ist mir in Bezug auf die wahre Welt zugestoßen. Dreieinhalb Tage lang wurde die Szenerie durchschaubar und enthüllte mir die dahinterliegende Wirklichkeit. Doch sie unterschied sich von der augenscheinlichen so sehr, daß die Sprache nicht ausreicht, sie zu beschreiben. Ich kann nicht der einzi-

ge in der Geschichte der Menschheit sein (lacht), der die Welt so gesehen hat, wie sie wirklich ist. Ich entdeckte, daß manche Wahrsager und Hellseher dieses Erlebnis auch hatten, manche christliche Missionare, Philosophen wie u. a. Hans Drieck. Ich fand heraus, daß in der indischen Religion, im Brahmaismus, von diesen Wahrnehmungen berichtet wird. Sie erinnern an nichts, was ich je geschrieben und gelesen habe. Das Erlebnis ähnelt wirklich eher einer kleinen Aufführung als einem Film. In den dreieinhalb Jahren, in denen ich darüber Nachforschungen angestellt und nachgedacht habe, wurde mir nur klar, daß es etwas mit der Zeit zu tun hat. Zeit ist nicht das, was wir glauben, sondern etwas anderes. Es gibt eine neue sowjetische Theorie über die Zeit, von Nikolaj Kosserow, dem großen Astrophysiker. Sie besagt, daß die Zeit die primäre Energie des Universums sei. Die Zeit fließt in das materielle System des Universums. Ich mußte die Vorstellung von der linearen Zeit überdenken. Der lineare Zeitfluß (wie die Bilder eines Films) wurde von mir überwunden, ich drang hinter die lineare Zeit vor und sah die Dinge aus ihrem zeitlichen Voranschreiten herausgenommen.

F: Ich glaube, diese Auffassung spielt auch in der New Wave eine große Rolle. Eine simultane Zeit, in der alles zugleich geschieht.

A: Oh, wirklich?

F: Ja, ich glaube schon. Dinge aus der Vergangenheit . . . die lineare oder voranfließende Zeit hat den Zeitfluß verlassen und besitzt nun den Wert einer inneren Zeit.

A: Wie interessant!

F: Auch bei Rainer Maria Rilke kommt so etwas vor, vor zwei Tagen haben wir ja schon darüber gesprochen. Ich glaube, er hat den Ausdruck "Weltinnenraum" geprägt, in der New Wave eben "inner space". In seinem "Malte Laurids Brigge" bleibt der Protagonist Nikolai Kosmitsch die ganze Zeit über im Bett, weil er Angst vor der "reißenden" Zeit hat und nicht will, daß sie so schnell vergeht. Wenn man im Bett liegt, läuft die Zeit – subjektiv gesehen – sehr langsam ab. Und er blieb eben sein ganzes Leben im Bett.

A: Nun, ich habe gelesen, daß man mit gewissen Drogen den Ablauf der Zeit beeinflussen kann. Ich habe einige genommen, und die Zeit beschleunigte und paßte sich meinem Nervensystem genau an. Die Zeit und ich wurden synchronisiert, verstehst du, die Zeit floß nicht mehr an mir vorbei, sondern wurde eins mit mir, und wir bewegten uns nicht mehr. Während eines Zeitraums von zwei Tagen nahm ich

wirklich geisterähnliche und dennoch fest substantielle Konfigurationen vergangener Zivilisationen wahr. Babylon, das alte Griechenland, Rom: So ähnlich wie bei einer Filmmontage . . .

F: Ein Stroboskopeffekt?

A: Genau. Gleichzeitig manifestierten sich in mir linguistische Formen dieser Zeitsphären, als ob diese Konfigurationen völlig synchron mit mir wären. Die beiden Hemisphären überlappten sich, und ich konnte in den linguistischen Mustern dieser Zeit denken. Ein sehr aufregendes Erlebnis. Ich glaube, wenn ich das verstanden habe, was ich dort sah, kann ich wirklich eine Antwort auf die Frage finden, was die Wirklichkeit eigentlich ist. Jetzt möchte ich nur sagen: Wie ich es verstehe – niemand wird es je völlig verstehen – ist die Zeit eine Illusion, vielmehr unsere Wahrnehmung von ihr ist unangemessen. Es gibt andere Möglichkeiten, sie so wahrzunehmen, wie wir es gewöhnlich tun, genau wie es andere Arten der Zeit geben mag. Die Rede, die ich morgen halten werde, beschäftigt sich mit einer gewissen Form der Zeit – nicht meine Erfindung, es geht darum, daß wir uns im rechten Winkel durch die lineare Zeit bewegen. Doch meine Erfahrungen bestätigen, daß es einen Zeitfluß gibt – innerhalb der linearen Zeit! – der sich entgegengesetzt oder im Winkel zum normalen Zeitstrom bewegt. Dieser Strom erzeugt Umwandlungen um uns herum. Doch das im metaphysischen Sinne Interessante liegt darin, daß diese Umwandlungen für uns nicht wahrnehmbar sind, denn sobald sie auftreten, glauben wir, es hätte sie schon immer gegeben. Nehmen wir z. B. diesen Fernseher dort: Im linearen Zeitstrom wissen wir, daß er irgendwann einmal dorthin gebracht worden ist, doch in dem anderen Zeitfluß glauben wir, er sei schon immer dort gewesen, weil er nun hier steht. Wir erinnern uns nicht mehr daran, wie er entstanden ist, denn das Existenzwerden bedeutet in der linearen Zeit den Fluß Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Im anderen Zeitstrom findet jedoch die gesamte lineare Zeit gleichzeitig statt, haben Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine Beziehung, keine Auswirkungen aufeinander. Dann sind wir zu dieser Dreiteilung nicht mehr fähig.

F: Unser Gehirn arbeitet ja aufgrund von Erinnerungen. Wenn wir in einem simultanen Zeitfluß leben würden, würden wir sofort alles vergessen und nur in der direkten Gegenwart leben.

A: Von der Vergangenheit besitzen wir nur innere Hinweise wie Erinnerungen und äußere Hinweise wie z. B.

geologische Formationen. Doch das sind nur sekundäre Hinweise, und sie beweisen nichts. Deshalb faszinieren mich auch Charaktere mit falschen Erinnerungen.

F: Bevor wir zum Ende kommen, muß ich noch eine Frage stellen, nämlich die leidige Drogenfrage. Immer wieder tauchen Gerüchte auf, du würdest nur schreiben, wenn du high bist, und das halte ich für Unsinn.

A: Nun, meine Arbeit zerfällt in zwei Kategorien: Das, was ich unter Drogen geschrieben habe und das, was ich nicht unter Drogen geschrieben habe. Wenn ich nicht unter dem Einfluß von Drogen stehe, schreibe ich über sie. Ich habe jahrelang Amphetamine genommen, also Aufputzmittel. Ich mußte damals furchtbar viel schreiben, um für einen anständigen Lebensunterhalt zu sorgen, weil so schlechte Honorare gezahlt wurden. In fünf Jahren schrieb ich sechzehn Romane, unglaublich aber wahr. Und ohne Amphetamine hätte ich nicht so viel schreiben können. Als ich genug Geld verdiente und nicht mehr so viel schrieb, hörte ich damit auf. Heute nehme ich überhaupt keine mehr. Ich habe aber nie unter dem Einfluß psychedelischer Drogen geschrieben. *Palmer Eldritch* entstand, ohne daß ich zuvor Drogen auch nur gesehen hatte.

F: In Deutschland erschien der Roman unter dem Titel "LSD-ASTRONAUTEN."

A: Ich weiß. Daran ist Franz Rottensteiner Schuld.

F: Rottensteiner hat sicher keine Ahnung von LSD oder Drogen. Damals war das Thema halt "in".

A: Nachdem meine Frau Nancy mich 1970 verlassen hatte, befand ich mich in einem völlig desolaten Zustand. Ich war sehr niedergeschlagen, weil ich sie geliebt hatte – sie hat auch meine kleine Tochter mitgenommen, die ich danach vielleicht einmal im Jahr für ein paar Minuten sehen durfte – und ich ließ eine Menge Leute von der Straße in mein Haus, nur damit es nicht leerstand. Weißt du, ein Haus mit vier Schlaf- und zwei Badezimmer ist recht groß. Darunter waren Leute, die eine Menge Drogen nahmen. Dieser Zustand dauerte vielleicht ein Jahr an. Ich nahm zwar Amphetamine, aber nie harte Sachen. Denn ich sah sehr deutlich, was harte Drogen bei diesen Menschen anrichteten. Ich konnte es einfach nicht glauben, so schrecklich war es. Ich weiß, du hast *A Scanner Darkly* gelesen, wir haben schon darüber gesprochen, und alles was darin steht, habe ich wirklich gesehen. Ich habe sogar noch Schlimmeres miterlebt. Ich sah Menschen, die nicht einmal in

der Lage waren, vollständige Sätze zu bilden, nicht nur für kurze Zeit sondern permanent. Junge Leute von achtzehn, neunzehn Jahren. Ich erblickte eine Vision der Hölle und schwor mir, einen Roman darüber zu schreiben. Ich habe also jahrelang Amphetamine genommen und unter ihrem Einfluß konnte ich achtundsechzig Seiten am Tag schreiben.

Inzwischen schreibe ich langsamer, weil ich nicht mehr unter solch wirtschaftlichem Druck stehe. Einmal mußte ich sogar für vier Kinder gleichzeitig Unterhalt bezahlen. Meine Frau hatte hohe Ansprüche, sie kaufte einen Jaguar u.s.w. Ich mußte also einfach schnell schreiben. Wißt ihr, Jungs, ich würde gern sagen, ich hätte es auch ohne Amphetamine geschafft, aber ich bin mir dessen nicht sicher, ich kann also nicht behaupten, Amphetamine seien völlig abzulehnen.

F: Aber sie haben dein Leben nicht beeinflusst?

A: Nein. Doch ich rate jedem ab, Drogen zu nehmen. Nur eine habe ich wirklich genossen: Meskalin. Das Zeug ist fantastisch, wenn es echt und kein gepanschter, verdünnter Stoff ist. Ich habe es einmal genommen, und es war wirklich eine psychedelische Erfahrung. Es brachte mich mit meinen tiefsten Gefühlen in Kontakt. Es brachte mich mit mir selbst in Verbindung. Eine wirklich wunderbare Erfahrung. Eine Story über das Verhalten von Drogensüchtigen möchte ich noch zum Besten geben. In Marin County wurde von den Hell's Angels eine Disorientierungsdroge der Armee gestohlen. Die Droge nahm den Opfern jede Orientierung, doch auf so subtile Art, daß man es nicht wahrnahm. Die Hell's Angels verkauften das Zeug, und jeder fand es klasse. Das Zeug machte die Menschen wehrlos und nahm den Opfern den größten Teil des Sehvermögens. Die Jungs, die diese Droge nahmen, fanden sie einfach wunderbar und verlangten nach mehr. Das erinnert ein wenig an jenen alten Scherz über die Drogenkultur: "Mann, war das schrecklich! Wo bekomme ich mehr von dem Zeug?"

(1) Der Herausgeber der frz. Edition von "Flow My Tears . . ." unterstellt Dick in seinem Vorwort, er würde das von ihm geschilderte repressive System als Alternative zur damaligen Regierung der USA sehen, ja es geradezu anpreisen. Dick wollte jedoch Parallelen aufzeigen und warnen. Eine Verdrehung, die offensichtlich besser zur politischen Linie des Herausgebers paßte.

“In der Bundesrepublik Deutschland kommen wöchentlich ungefähr 6 Millionen Heftromane auf den Markt, die hauptsächlich an Zeitungskiosken und in Bahnhofsbuchhandlungen vertrieben werden (. . .) Die Produktion der Hefte liegt im wesentlichen in den Händen einiger großer Verlage (Bastei, Kelter, Marken, Moewig, Pabel) . . . Die höchsten Produktionsziffern liegen bei den Frauen-Schicksalsromanen und Kriminalromanen (. . .)

Jedes der ca. 6 Millionen verkauften Hefte findet durchschnittlich 6 Leser . . .” (1)

Das heißt: In der Bundesrepublik wird jede Woche 36 Millionen Mal ein Romanheft gelesen, gemäß der Marktanteile der sogenannten Frauenromane sind es also mindestens 20 Millionen Mal Mami-, Fürsten-, Heimat- und Liebesromane.

“Die Einstellung der Leser zu Romanheften ist gekennzeichnet von . . . einer kritiklosen Akzeptanz . . . Das Romanheft ist in hohem Maß geeignet, den Bedürfnissen nach einer heilen Welt, nach Ersatzbefriedigung Rechnung zu tragen.” So formulierte dies die Studiengruppe für Marktpsychologie, Hamburg, die im Auftrag des Bastei-Verlages eine psychologische Leitstudie erstellte (2). Daß man um diese Akzeptanz in den Verlagen nicht nur weiß, sondern mit ihr auch bewußt

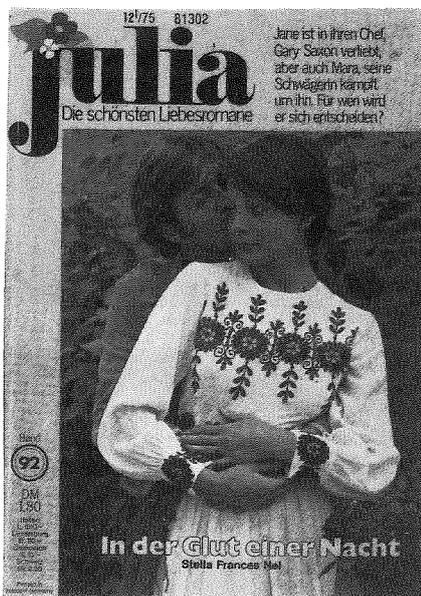


arbeitet, beweisen die ‘Autorenrichtlinien’, mit denen die Schreiber bedacht werden. So verlangt etwa der Pabel-Verlag in den Richtlinien für KX-Autoren: politische Themen, selbst politische Anklänge am Rande des Geschehens seien tunlichst zu vermeiden (3).

Was – wie in diesem Fall – für die “harten” Männerromane gilt, hat für die Frauenreihen erst recht seine Geltung. Allein die Tatsache, daß hier eine

Monarchen, Muttis und Mallorca

Frauenromane zwischen Konservatismus und Touropa-Liberalismus
Sylvia Pukallus



besondere Literatur für Frauen auf den Markt geworfen wird, läßt vermuten, daß hier mit den Klischees vom “Ewig-” bez. “Typisch”-Weiblichen handfeste Politik gemacht wird.

Vorweg einige Bemerkungen zur Aufmachung der Frauenromane, die freilich voll auf den Inhalt abgestimmt ist.

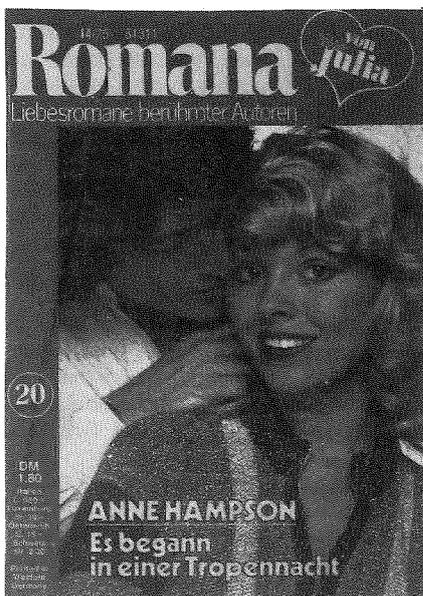
Der Arzt-Roman: Auf schlichtem Blau ein Photo dreier Dressmen im blütenweißen Ärztekittel hinter einer Staf-

fage von Mikroskopen und Medikamenten. Hübsche, wahrscheinlich jedoch nicht sehr vernunftbegabte Wesen. Titel: “Männer, die den Tod besiegen”.

“Hubertus-Jagd auf Kronensee”. Eine Reiterin umarmt einen älteren Herrn. Das Ganze auf goldenem Hintergrund und rosenumrankt. Noblesse oblige.

Der Neuzeit (!)-Verlag schreibt noch auf das Cover: ‘Gut wie ein Buch – nur klein im Preis!’ “Buch” soll die Menschen offensichtlich Qualität asso-

ziieren lassen. Diesem wohlgenährten Vorurteil vom höheren Niveau des Gebundenen entspricht auch die Aufmachung der neueren Liebesromane, so etwa die “Julia”-Reihe aus dem Koralle-Verlag; sie sind broschiert, etwa in der Größe eines Taschenbuchs, als



das sie sich ausgeben wollen. Die abgebildeten Damen und Herren sind auch etwas ‘poppiger’ – Stil und Inhalt sind nach wie vor reaktionär. Doch davon später.

Das Cover soll bereits die entsprechende Zielgruppe ansprechen: das rosenumrankte Adelsschicksal die Leserin der Regenbogenpresse mittleren Alters, der braungebrannte Rollkragenpulloverträger die “junge Frau, unserer Zeit”.

Überhaupt: Was vielleicht oft als nebensächliches Requisite erscheint, als bedeutungslose Kulisse, verliert bei näherem Hinsehen die Unschuld des Unbeabsichtigten: Im Frauenroman hat alles seine gute berechnete Funktion.

Die Handlung: Sie kriegen sich immer Ob Mami- oder Fürsten-, Heimat- oder Schicksalsroman, das zentrale Problem, das sich der Heldin stellt, ist immer die Liebe". Unter "Liebe" wird dann die Zuneigung zu einem Menschen selbstverständlich immer anderen Geschlechts verstanden, die ihren Höhepunkt in der Eheschließung findet: Kirchlich, versteht sich. Mit dieser Ausrichtung der Frau auf das Lebensziel Hochzeit wird die herkömmliche Rolle der Frau in der bürgerlichen Ehe als gesellschaftsunabhängiger Wert in eine unbegrenzte Zukunft prolongiert.

"... 'Ich bin verlobt, und einmal werde ich ganz aus dem Haus gehen als Franz' Ehefrau.'

'Davon kann momentan bestimmt keine Rede sein. Solange er stellungslos ist. Warum nimmst Du auch einen Handwerker? Hättest Dich für einen Beamten entschließen sollen, Betty!'" (4)

"Er wußte ja, daß in den Kreisen, denen er angehörte, die alten starren Anschauungen noch herrschten, und es bestand kein Zweifel für ihn, daß sein Vater von ihm erwartete, daß er ihm einst eine vermögende Patrizier-tochter aus alteingesessenem Geschlecht als Schwiegertochter ins Haus bringen würde." (5)

Für die Frau ist die Ehe Versorgungsanstalt, der Mann soll also nach seinem Stand und damit nach seiner finanziellen Kapazität ausgesucht werden. Grundlage der Ehe ist deshalb das gemeinsame Interesse zur weiteren Verbesserung dieser Lage, also spielen die finanziellen Aspekte auch in der Partnerwahl des Mannes eine entscheidende Rolle.

Zu dieser angestrebten Eheschließung führt stets ein dornenreicher Weg über 60 - 70 Seiten.

Die konfliktauslösenden Momente lassen sich auf folgende Grundmuster reduzieren:

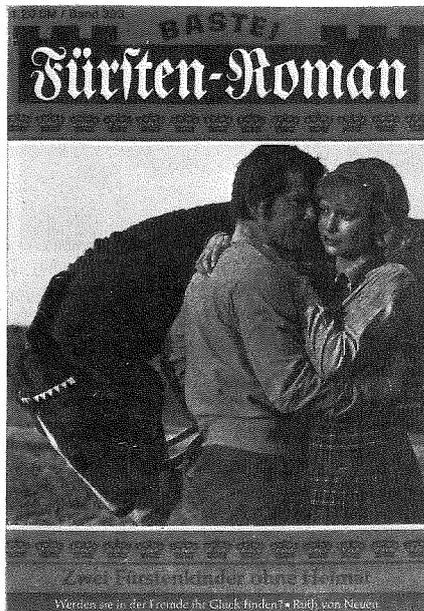
- Eifersucht der Heldin auf eine andere Frau, die als "ehegefährdende" stets verrucht, arrogant und der Heldin an der sogenannten weiblichen Raffinesse überlegen ist. Nie ist es die Frau, die sich einem zweiten Partner zuwendet; es sei denn, der eigentliche Partner ist charakterlich ein Scheusal (z. B. Spielernatur!); er erleidet dann sowieso auf Seite 60 aus eigener Schuld (z. B. überhöhte Fahrgeschwindigkeit) den Tod und gibt so den Weg für das "Idealpaar" frei. Rangunterschiede: Zumeist stammt der Mann aus 'gutem Hause' und

wendet sich einer nicht standesgemäßen Frau zu. Sein heldenhafter Verzicht auf das väterliche Erbe wird dann mit der Entdeckung belohnt, daß die Frau in Wirklichkeit aus adligsten Kreisen stammt und Erbin eines stattlichen Familiensitzes wird. Daraufhin gibt dann auch noch der Schwiegervater den überflüssigen Segen.

- frühere Enttäuschungen: Die Heldin findet nach einer gescheiterten Verbindung kein Vertrauen mehr in einen Partner.
- Schicksalsschläge: Eine bereits bestehende Beziehung wird in Frage gestellt durch die Krankheit (meist Lähmung) eines Partners. Hier werden dann nicht die echten psychischen Belastungen beider Seiten dargestellt; vielmehr zerfleischt sich die kranke Heldin in Selbstvorwürfen, während der Mann unerschütterlich zu ihr hält. Ein solch schwerer Schicksalsschlag ist auch die Kinderlosigkeit, auf die in einem späteren Abschnitt näher eingegangen wird.

Es zeigt sich, daß die angebotenen Lösungsmöglichkeiten völlig irrelevant sind, da es sich bei den Problemen nur um Scheinprobleme handelt: meist war der Partner gar nicht untreu, arm, falsch, nachlässig, sondern die übersteigerte Phantasie oder der verschobene Ehrbegriff der Frau ließ ihn als solchen erscheinen.

Die Romane können also schon vom Handlungsschema her keine Hilfe zur Realitätsbewältigung der Leserin sein: Zum einen, weil reale Probleme einer Partnerbeziehung keine Deus ex machina-Lösungen finden, sondern durch Verhaltensänderungen o. ä. der Betroffenen überwunden werden müssen; zum anderen, weil Probleme um Liebe und Ehe, auch jene wesentlichen, die eben im Frauenroman nicht dargestellt werden, nicht die einzigen und nicht die wichtigsten sind.



Die Typen

Bei der Klischeehaftigkeit der Stoffe ist es wenig verwunderlich, daß die handelnden Personen zu Typen geworden sind.

Im Mittelpunkt eines jeden Frauenromans steht der weibliche Held, im Typus "Bekennnisroman" macht der Autor häufig ein zusätzliches Identifikationsangebot über die Ich-Erzählerin.

In den Fürstenromanen ist die Heldin meist selbst eine Adlige; der Leserin wird auch hier die Identifikation leicht gemacht durch eine überzogene 'Menschen wie Du und ich'-Darstellung: Auch die erlauchte Fürstin leidet an unerwiderter Liebe, der Mittelpunkt ihrer Welt sind auch Mann und Kinder. Daß aber ihr ein Heer von Dienern die häuslichen Pflichten abnimmt, vergißt die kleinbürgerliche Leserin schnell, wenn die ersten gräflichen Tränen vergossen werden. Die vorgelegene Gemeinsamkeit der 'fraulichen' Sorgen schafft hier falsche Solidarität, verwischt Klassenunterschiede.

Adel wird durch Äußerlichkeiten zur moralischen Qualität hochstilisiert. Reichtum, prunkvolle Umgebungen und attraktives Erscheinen sind Attribute charakterlicher Werte.

Egal, ob die Betreffenden in den Paraderollen "herrisch", "gütig" oder "schuldlos verarmt" auftreten, ihr innerer Adel legitimiert in jedem Fall ihre Ausbeutersituation, die dezent verschwiegen wird.

"Max Steffen hatte noch nie zuvor so deutlich gesehen, was eine Herrin ist, wie man die Großgrundbesitzer im Osten nannte. Es war kein leerer Titel, eine verblaßte Anrede, es war viel mehr.

'Ich danke Ihnen.' Das Mädchen hatte eine unnachahmliche Art, den Kopf zu neigen. Sie tat es wie eine Königin, die einen Vasallen verabschiedet."

Im Frauenroman, der in bürgerlich-kleinbürgerlicher Umgebungen spielt, ist die Heldin ein blutjunges, naives Geschöpf, bei der Gefühle über die Vernunft herrschen. Wenn sie einen Beruf ausübt, so verwirklicht sie sich trotzdem über eine Realisierung ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter, nie über eine intellektuelle Qualifikation.

Als Heiratsaspiranten der bürgerlichen Heldin treten Industrielle, Anwälte und Ärzte auf: auch die Herkunft ihres Reichtums bleibt unreflektiert. Der Arzt nimmt dabei noch eine Sonderstellung ein, sozusagen, als rechte Hand Gottes. Der Wert des Menschen wird allein durch seine gesellschaftliche Stellung bestimmt, und diese hängt primär von seinen ökonomischen Verhältnissen ab. Diese Tatsache wird durch die Mythologisierung gewisser akademischer Berufe verschleiert und bestehende Besitzverhältnisse sollen damit sanktioniert werden.

Wenn in Frauenromanen Kleinbürgertum oder gar Arbeiterschaft in Erscheinung tritt, so steht am Anfang der Handlung meist romantisierte Armut und am Ende der berühmte junge Mann, der "es zu etwas gebracht hat". Die Armut als das "tiefe Strahlen aus der Seele", die Verzweiflung im Dachstüberl zwischen resignierender Witwe und blassen, schmalen Halbweisen wird einzig und allein durch Energie und Fleiß überwunden. Am Anfang arbeitslos, zu Ende Prokurist.

Der Betrug am Leser besteht nicht nur in der Lüge von der Chancengleichheit sondern in der Propaganda für speichelckerisches Devotementum.

Hier soll auch der Boden bereitet werden für jene Mentalität der Frauen, auf den Unternehmer zählen, wenn sie mitten in Streiks und Lohnkämpfen tränenrührige Briefe an die Ehefrauen "ihrer" Arbeiter richten, um die Zermürbung der Streikenden über die eigene Familie anzugehen.

Dazu kommen noch die Personen aus dem Bauernmilieu des Heimatromans. Genau wie in anderen Frauenromanen wird über diese Typen gegen unstandesgemäße Heirat, voreheliche sexuelle Beziehungen und emanzipierte Frauen gewettert. Die letzteren werden als 'Hausdrachen' und 'Mannweib' abgestempelt. Die vorherrschenden Typen sind der mächtige und unnachgiebige Bauer, sein hübsches, anschniegsames Töchterchen, der gutaussehende Knecht, der wetterharte Jäger, der gewissenlose Wilderer, etc. . . .

Von grundsätzlich allen Typen, die in Frauenromanen in Erscheinung treten kann gesagt werden, daß sie klischeeverhaftetes Denken fördern": sie sind Stellvertreter überholter (feudaler) und absterbender (kapitalistischer) Verhältnisse. Sie predigen im Sinn konkreter Klasseninteressen kleinbürgerliches Gedankengut. In ihrem Mangel an psychischer und intellektueller Individualität sind sie Masken, in die der Leser umso stärker schlüpfen soll, als die sich verschärfende wirtschaftliche Krise des Spätkapitalismus persönliches Glück fast nur noch via Traum erfahren läßt.

Familie und Rollenverhalten

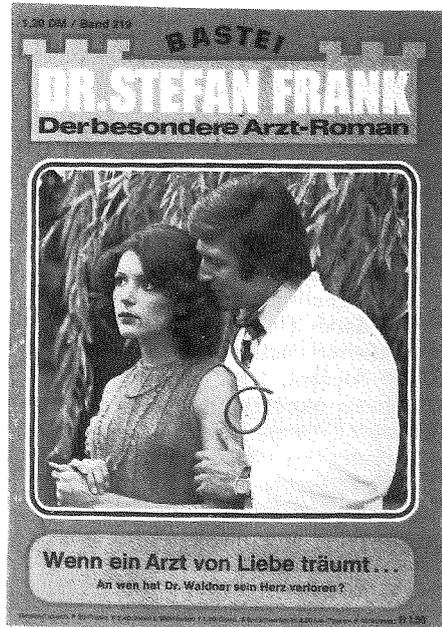
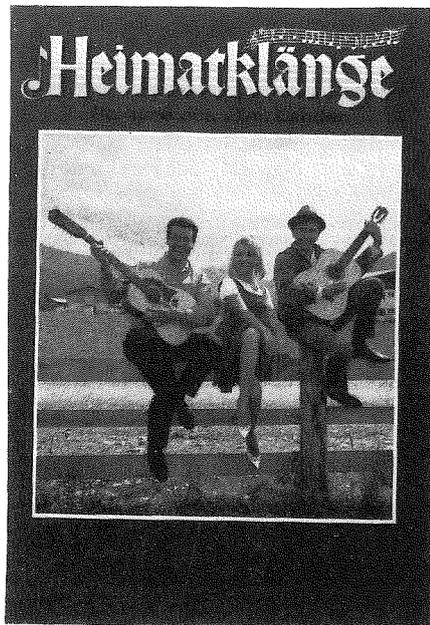
"Weil ich im vergangenen Jahr wegen des Dachstuhls nur knapp 3000 Mark Zinsgelder zahlen konnte, und den Rest . . . Ach, das verstehst Du sowieso net. Geh schlafen, Theres, laß mich allein weiterdenken!" (7)

"Er behütete seine Frau wie einen Augapfel und achtete streng darauf, daß sie sich schonte. Denn er erwartete von ihr einen gesunden kräftigen Buben." (8)

"Ehe Ingeborg noch zufassen konnte, hatte er sich bereits Kaffee eingegossen.

"Darf ich dir nicht ein Brötchen zu rechtmachen?" fragte sie scheu." (9)

Die Liste solcher Zitate zur Untersuchung des dargestellten Verhältnisses



von Mann und Frau könnte beliebig fortgesetzt werden und es bedarf nicht langen Suchens, um auf vergleichbares zu stoßen: Die Hefte sind voll davon.

Das propagierte Mann-Frau-Verhältnis entspricht völlig der bereits dargestellten Funktion der bürgerlichen Ehe. Die Frau geht ein Dienstverhältnis auf Lebenszeit ein, der Mann übernimmt ihren persönlichen Schutz und ihre materielle Versorgung. Dafür verlangt er nicht nur Dienste, sondern auch eine Einstellung der totalen Unterordnung und des Verzichts auf eigenständiges Denken.

Zu den fraulichen Pflichten gehört das Kindergebären, auf das in den Frauenromanen der Sinn des Zusammenlebens häufig reduziert wird. Bleibt die Frau aus gesundheitlich-körperlichen Gründen kinderlos, so wird das, gerade auch von ihr selbst, als Mangel empfunden, als persönliche Schuld, die das Verhältnis zu ihrem Mann in Frage stellen kann.

Dem Sinne des bürgerlichen Erbrechts folgend bedeutet die Geburt eines Sohnes eine höhere 'Leistung' als die einer Tochter (siehe Textauszug 8).

So häufig die Frau in ihrer Funktion als Hausfrau und Mutter hochgejubelt wird, so selten wird ihre Rolle als Partnerin einer sexuellen Beziehung dargestellt. Überhaupt: Sexualität bleibt ausgespart. Höchstens Zärtlichkeit erscheint als körperlicher Ausdruck der Liebe. Diese Tabuisierung fraulichen Lustempfindens entspricht sowohl ihrer Diskriminierung als gleichberechtigter Mensch auf allen Ebenen sozialer Kontakte wie den frühen Erwartungen einer kleinbürgerlich-moralisierenden Leserschaft.

Aus einer solchen Mann-Frau-Beziehung ergibt sich zwangsläufig auch ein autoritäres Eltern-Kind-Verhältnis: Propagiert wird der machtgeltende Vater, der doch immer nur das beste will, die gutmütige Mutter, die dann noch einige strenge Maßnahmen abzubiegen weiß und die Kinder, die sich in unerschöpflicher Dankbarkeit verzehren.

Auch in den sonstigen Familienbeziehungen erscheint alles platt klischiert: die schludrige Stiefmutter, kokette Stiefschwester, die aufopferungsbereite, jungferliche Tochter aus erster Ehe am Krankenbett des dahinsiechenden Vaters.

Auch hier werden nur Scheinprobleme scheinbar gelöst, echte psychische Konflikte fehlen.

Eine Macht, die in diesen Romanen wie in der bürgerlichen Wirklichkeit dieses Rollenverhalten sanktioniert, ist die Religion, in den Heimatromanen oft in mystizistischen, an Aberglauben grenzenden Formen. Die Sorge vor dem Fluch des Vaters, der Strafe Gottes, verhindert die Liebe zwischen Bauerntochter und Knecht; eine Schmähung Gottes zieht unausweichlich das Ende des Frevlers nach sich

Gebet und Gottergebenheit sind die einzigen Mittel, sich mißlichen Lagen zu entziehen: Mit solchen Aussagen wird nicht nur gefordert, daß der anständige Mensch gefälligst gottesfürchtig zu sein hat, sondern es wird die unabweichlichkeit des "Schicksals" gegen die linkischen Emanzipationsversuche eigenständigen sozialen Kampfes gesetzt.

Wald, Berge und Exotik = Flucht in die Reklamewelt

"Über dem Berghof, den die alte Frau Kirst mit ihrer Tochter Felizia bewohnt, liegt ein stiller, windloser Abend. Die Sonne ist im Begriff, hinter den Bergkämmen des Valdontales unterzugehen, an einem Himmel, der in hundert kleine Wölkchen getaucht ist, die wie Rosen leuchten." (10)

"Der Roßbacherhof war ein stattliches Anwesen; er machte einen gediegenen, gepflegten Eindruck.

Die Roßbacherischen hatten sich von jeher durch zähen Fleiß und Strebbarkeit ausgezeichnet, und ihr Wort, sie galten als verstandsame Leut, hatte auch drunten im Dorf Gewicht." (11)

"Das kleine malerische Dorf unweit der Nordsee schien von der lauten hektischen Welt da draußen völlig vergessen worden zu sein. Still und beschaulich führten die Bewohner ihr Leben, wie es schon ihre Väter vor ihnen geführt hatten. Sie waren zufrieden mit dem wenigen, was sie besaßen.

Das Dorf lag inmitten bewaldeter Berge, die noch in den Himmel ragten und weithin wie dunkle Wände über das Meer hinaus sichtbar waren. Wenige der Menschen, die hier auf stolzen Schiffen vorbeifuhren, konnten sich vorstellen, daß hinter dieser mächtigen, dunklen Wand Menschen wohnten, daß sich dahinter menschliche Schicksale abspielten" (12)

Dies sind die Anfänge dreier Heimatromane, die ich wahllos herausgegriffen habe.

Die Einstiege sind typisch: Die Schilderung einer abgelegenen ruhigen, "natürlichen" Landschaft soll dem Leser zeigen, daß in diesem Roman geboten wird, was er braucht und sucht: Flucht aus einer problembeladenen Realität. Diese Realität: Arbeitsalltag im Stress, Leben in geengten Wohnverhältnissen, Entfremdung von der zuweit entfernten Natur, will er überwinden; da er die realen Mittel zur Veränderung seiner Umwelt nicht erkennen soll, bringt man ihm bei, zu den verlogenen Mitteln einer fiktiven Bewältigung zu greifen: zur Idylle.

Doch die Natur ist nicht nur Kulisse; sie greift vielmehr häufig als verwirrendes oder klärendes Moment in die Ereignisse ein. Zumeist erscheint sie als Verbündete der Heldin und macht die bössartigen Pläne derer Feinde durch ein deftiges Unwetter u. ä. zunichte.

In einer solchen Parteinahme der Landschaft ist selbstverständlich der

Gedanke an einen Schöpfer implizit, nach dessen Willen alles abläuft.

Die Natur im Frauenroman wird nicht durch menschliche Arbeit verändert und so dem Menschen dienlich gemacht, sie ist vielmehr Ausdruck einer nicht zu bezwingenden Macht, mit der man sich besser gut stellt.

"Es ist doch ein Segen, daß man hier draußen in der freien Natur leben kann. Man muß für jeden schönen Tag dankbar sein." (13)

"Urplötzlich überfiel das Mädchen am Brunnen ein solch starkes Lebensgefühl, daß es einen weithin schallenden Jodler ertönen ließ, dessen Echo rein und melodisch von den Felsen zurückkehrte." (14)

Die Natur erscheint auch als Ausdruck von Traditionen, die ebenso autonom dargestellt sind wie die Natur selbst. Der Mensch ist in eine absolut passive Rolle gedrängt, sowohl durch die Natur als durch das 'Schicksal'.

Großstädte erscheinen selten in Liebesromanen, und wenn, ist die Heldin dem 'mondänen Leben' meist nicht gewachsen. Die Großstädte sind vielmehr die Brutstätten ruchloser Nebenbuhlerinnen, die am Ende doch von der herzerfrischenden Natürlichkeit (= hier Naivität) der Heldin ausgestochen werden.

Kleinstädte kommen schon besser weg, die mittelalterlichen Fachwerkhäuser bieten genug Idyllisches.

Das Dorf ist das wahre Nest der Liebe, hier herrschen noch naturgemäße Hierarchien, das Recht des Stärkeren. Alles ist Ordnung und Sauberkeit.

Der "neue" Frauenroman?

In den Jahren 1974/75 ist nun – wie es zuerst schien – ein neuer Typ des Frauenromans hinzugetreten. Vom Erscheinungsbild her zielt er auf die Gruppe der 15-30jährigen Frauen, die voll im Berufsleben stehen; nicht an das Heimchen am Herd sondern an jene, die auch die sich fortschrittlich gebärdenden Frauenillustrierten konsumieren. Im kleinen Format, mit gebundenem Rücken, die Zeilen durchgesetzt, auf den Titelbildern sympathische junge Paare (er Anfang Dreißig, sie Anfang zwanzig) im Stil von Modemagazin-Prospekten, jung und dynamisch, vor landschaftlich reizvoller Kulisse.

Bei der Lektüre der ersten Hefte hatte ich den Eindruck, die Inhalte seien weniger rückschrittlich als in den herkömmlichen Frauenromanen: Sehr häufig handelt es sich um Paare unterschiedlicher Nationalität, das betreffende Ausland und seine Gebräuche sind nicht ohne Sympathie dargestellt; Sexualität, wenn auch dezent beschrieben – tritt in Erscheinung.

Die Enttäuschung stellt sich schnell ein: Das Land, in das die Heldin zumeist als Touristin – oft in Begleitung eines flotten Bruders – reist, wird geschildert wie im Billigreisen-Katalog; anhand der Speisen und Ge-

SFT c/o H.J. Alpers, Weißenburger Str. 6, 2850 Bremerhaven 1, verkauft:

SFT 135, 136 (je DM 3,60), 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 145 (je DM 4,--) zuzügl. Porto.

Ferner durch H.J. Alpers erhältlich: Bildband "Dokumentation der SF ab 1926 in Wort und Bild"

(Tandem Vlg., Celle) verfaßt von Alpers, Hahn und Fuchs (DM 16,80), COMET (SF-Magazin im Tandem Vlg., Celle) Nr. 5/77, 6/77, 7/77 (je DM 8,--), Nr. 2/78, 3/78, 4/78, 5/78, 6/78 (je DM 5,--), COMET-Sonderband 1 (DM 6,--).

Sonderangebot: COMET-Paket (alle 9 Ausgaben): statt DM 55,-- nur DM 40,--. COMET-Paket und "Dokumentation": statt DM 71,80 nur DM 50,--!

Es gibt ihn immer noch, den Info-Dienst der SFT-Redaktion – inzwischen schon im 5. Jahrgang und mit über 50 Ausgaben. Alle 3-4 Wochen eine neue Ausgabe, prall gefüllt mit News. Name: SCIENCE FICTION NACHRICHTEN. Kürzel: SFN. 15 Ausgaben mit je 6 Seiten kosten inkl. Porto DM 14,--. Bestellungen an: Kurt S. Denkena, Breite Str. 5, 2820 Bremen 70. PSK Hamburg 37 91 21-206.

SFN hört nicht nur das Gras wachsen – SFN ist schon dabei, wenn der Samen ausgestreut wird!

tränke, anhand der Physiognomie der Bewohner und anhand dessen, was man uns als deren Nationalcharakter gewöhnlich vorstellt.

„Madame Mazzini hatte einen gut gepolsterten Busen, eine Haartracht à la Pompadour in Schwarz, einen Anflug von Schnurrbart und mißtrauische Knopfaugen.

Mademoiselle sollten in der Kaffee-Bar Au Son des Guitars nachfragen“, sagte sie zu mir in ihrem brüskten Italo-Französisch. Unten am Kai, wo die Vergnügungsjachten liegen. Fragen sie Stello, den Barmann. Er wird sicher wissen, ob diese 'Belle Poule' – so sagten Sie doch, nicht wahr? – im Hafen gesehen worden ist.

Ich bedankte mich bei ihr und fragte, ob ich mein Luftgepäck bei ihr zurücklassen könnte.

„Mais oui, mademoiselle! Un plaisir! Ihr Gesichtsausdruck und die Art, wie sie mich dabei von oben bis unten musterte, verriet mir deutlich genug, daß sie weit davon entfernt war, mit mir zufrieden zu sein.“ (15)

„Rache . . . Man behauptete, daß die Vendetta, wie man es hier nennt, den Korsen sozusagen im Blute liegt. Die Blutfehden zwischen den Familien werden wie eine heilige Verpflichtung von Generation zu Generation fortgesetzt – von Söhnen und Onkeln und Brüdern und Vettern und anderen noch entfernteren Verwandten jeden Grades, wengleich die Ursachen dieser Fehden längst vergessen sind. Auch die Frauen tragen ihren Teil dazu bei, indem sie die Männer zur Vendetta ermutigen, weil ihnen dies ein wenig Würze in das ansonsten recht beschränkte Leben bringt.“ (16)

Dabei scheint mir, ist die Zuwendung der Autoren zu anderen Ländern nicht Ergebnis zunehmender internationaler Zusammenarbeit und Entspannung als vielmehr das Schließen einer Marktlücke; die Konsumentin der Frauenromane weiß dank des Massentourismus eine Prise Exotik zu schätzen, und der Nervenkitzel ist bei der Jagd auf den südafrikanischen Plantagenbesitzer zweifelsohne größer als bei dem Tschelmechtel mit dem schleswig-holsteinischen Bauernsohn (zumal letzterer keine Boys hat.)

Die Länder werden nach Naturschönheiten und Baudenkmälern beschrieben; geschichtliche oder gar soziale Darstellungen sind völlig ausgeklammert. Und so mag es nicht erstaunen, daß neben den EG-Nachbarländern Südafrika häufiger Handlungsort ist. Kein Wort von Ausbeutung und bitterster Apartheids-Politik. Nur: die in Frage kommenden Liebhaber, bzw. Eheaspiranten sind selbstverständlich immer Weiße. Die farbige Bevölkerungsmehrheit versorgt die Romane bestenfalls mit lustigen Domestiken, die der Held unverdienterweise fast so behandelt, als wären es auch Menschen.

In der Wahl der Schauplätze offenbart sich noch mehr: Das Ausland wird nicht nur der Exotik wegen gewählt, sondern weil es häufig gemäß den gesellschaftlichen Entwicklungsverhältnissen und den religiösgebundenen Traditionen familiäre Strukturen beibehalten hat, die bei uns durch den Kampf der Arbeiterbewegung und durch die von der demokratischen Bewegung erzwungene Liberalisierung nicht mehr oder zumindest nicht mehr unangefochten existieren. Das äußert sich gemäß dem Rahmen Liebesroman in der Frau-Mann-Beziehung: und so wird über die Darstellung feuriger Korsen, Italiener und Spanier etc. der Eindruck erweckt, daß es erotisch nur richtig knistern kann, wenn der Mann in jeder Beziehung mit – zwar sanftem – aber unantastbarem Druck herrscht.

„Er verschwendete keine Zeit an Frauen, die Männern nachliefen, hatte er ihr gesagt. Die Jagd müsse dem Manne überlassen bleiben, denn das sei naturgewollt.“ (16)

„Verwirrt durch sein sonderbares Benehmen blickte Dominic ihm nach. Wie gut er aussah! Selbst in dem Gang lagen Selbstsicherheit und Arroganz.“ (17)

Probleme hat dieser Mann kaum, und wenn, so löst er sie nicht gemeinsam mit der Heldin, sondern ehe er sie „bittert“, seine Frau zu werden. Geld hat er natürlich immer, oder er ist zumindest auf dem Weg dazu, als Schriftsteller (sehr schick im Moment!) oder als schnoddriger Wissenschaftler (häufig im Angebot: liebe Vogelkundler oder derer Zoologen), berühmt zu werden.

Trotzdem fragt man sich: Wie kriegen die sich, das Mädchen aus London und der Marokkaner. Gibt das keine Schwierigkeiten, wenn zwei so unterschiedliche Kulturkreise zusammenstoßen? Aber da, oh, Wunder, stellt sich heraus, daß seine Mutter Engländerin war. Problem gelöst, die Heirat wird salonfähig. Dies ist nicht etwa überzogen. Nach diesem Schema spielt sich das immer ab. Das ist das Handlungsmuster des „modernen“ Frauenromans.

Es ist nicht zu bezweifeln: Frauenromane werden gelesen, massenweise und gern. Und zugegebenermaßen habe ich mich bei der Vorbereitung dieses Artikels dabei ertappt, selbst ein gewisses Vergnügen daran zu finden, obwohl ich doch die ideologische Funktion dieser Hefte durchschaue. Kleinbürgerliche Relikte, die Sehnsucht nach einer heilen Welt? Zum Teil gewiß. Aber darüber hinaus müssen diese Romane gewisse Faktoren aufweisen, die man offensichtlich benötigt, und zwar auch dann benötigt, wenn man die Veränderung der Gesellschaftlichen Verhältnisse als Lösungsweg privater Probleme anerkennt.

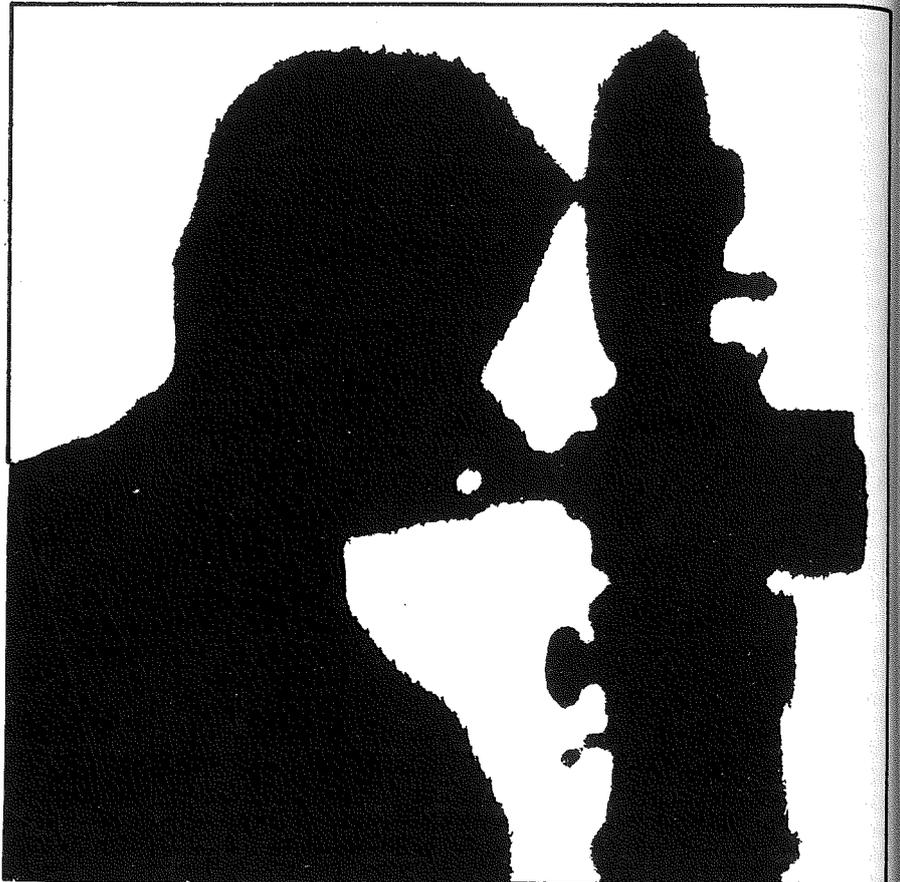
Was ist es nun, das die Frauen, die sich heute in immer wachsendem Maß gegen die soziale Diskriminierung und die Doppelbelastung von Beruf und Haushalt wehren, an einer Literatur anzieht, die doch gegen ihre ureigensten Interessen gerichtet ist? Freilich war es ursprünglich das vitale Interesse der Bourgeoisie, solche Literatur auf den Markt zu bringen. Sie hat den legitimen Wunsch der Frauen nach persönlichem Glück in ihren Dienst genommen. Ist ihr dieses Werkzeug zu entreißen? Kann es einen fortschrittlichen Frauenroman geben, einen, der die wirkliche Welt mit ihren Schwierigkeiten und den Alternativen aufzeigt, ohne deshalb einerseits die leichte Lesbarkeit einzubüßen und ohne andererseits platte Propagandablättchen abzugeben? Kann es überhaupt unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen eine Massensliteratur geben, die weder inhaltlich noch sprachlich trivial ist? In einem Land, das im Zentrum der ideologischen Auseinandersetzungen steht? Ich selbst habe noch keine Antwort darauf gefunden.

Anmerkungen:

- (1) Peter Nusser, Romane für die Unterschicht. Texte Metzler 27. Stuttgart 1973, S. 7
- (2) Karla Fohrbeck und Andreas J. Wiesand, Der Autorenreport. Rohwohlt, Reinbeck bei Hamburg 1972, S. 126
- (3) Fohrbeck, Autorenreport S. 132
- (4) Marietta Becker, Weil Du noch hoffen darfst. Heimat- und Bauernroman. Katharina Bd. 181, S. 8/9
- (5) Hedwig Courths-Mahler, Die heimlich Vermählten. Bd. 27, Bastei-Verlag, S. 7
- (6) Ina Ritter, Vom Schicksal verweht. Neuer Liebesroman Nr. 104, S. 5
- (7) Christl Brunner, Die Rückkehr ins Heimatdorf, Heimatroman Nr. 197, Kelter Verlag, S. 4/5
- (8) Barbi Grüber-Hanser, Die widerpenstige Hoferbin. Heimatklänge Nr. 226, S. 4
- (9) A. Graf: Stern der Unschuld. Neuer Liebesroman Bd. 26, S. 29
- (10) Elisabeth Pichler, Heimweh nach den Bergen. Neuer Liebesroman Bd. 38, S. 1
- (11) Gruber-Hauser, Die Hoferbin, S. 3
- (12) Monika Bauer, Wie roter Mohn flammte ihre Liebe. Kelter Nr. 36, S. 3
- (13) Ellen von Steinberg, Tränen und Leid für Komteß Beatrix. Veilchenroman Nr. 25, S. 1
- (14) Bastian Bruckner, Die Spur führt zum Hochmoor. In Heimatroman-Sammelband 1. Kelter Verlag, S. 3
- (15-17) Hochzeit auf Korsika. Julia-Roman, Koralle-Verlag

Science Fiction

Film



DAMIEN – OMEN II (DAMIEN – OMEN II)

USA 1977 (78). Produktion und Verleih: Twentieth Century-Fox. Produzent und Story: Harvey Bernhard. Regie: Dan Taylor. Buch: Stanley Mann und Michael Hodges. Kamera: Bill Butler sowie Gilbert Taylor und Stanley Cortez. Musik: Jerry Goldsmith. Schnitt: Robert Brown Jr. Darsteller: William Holden, Lee Grant, Jonathan Scott-Taylor, Robert Foxworth, Nicholas Prayer, Lew Ayres, Sylvia Sidney. Panavision, Farbe.

Manch einer von uns mochte die Nase gerümpft haben, als der verstorbene Papst Paul VI. im November 1972 die personale Existenz des Teufels beschwor, die Existenz "endlicher geschaffener, durch eigene Schuld böser und verworfener Mächte personaler Art". Ebenso verdächtigten vielleicht nicht wenige von uns die Exorzisten von Klingenberg und ihre klerikalen Hintermänner zumindest der Mitschuld am Tode der Studentin Anneliese Michel. Glücklicherweise aber gibt es noch aufrechte Filmemacher in Hollywood, die uns aus edlen Motiven immer wieder eines Besseren belehren. Statt unsere Zeit mit Spott zu vergeuden, sollten wir lieber die Offenbarung des Johannes studieren, denn: der Antichrist ist mitten unter uns!

Im ersten Teil vom OMEN, dem neben ROSEMARIES BABY und dem

EXORZISTEN erfolgreichsten "Aufklärungsfilm" des amerikanischen Film-Mekka über das Wirken Beelzebubs in unseren Tagen, wurde er uns vorgestellt: der Antichrist Damien, Kind einer ungläubigen Zeit (und eines Schakals) und Adoptivsohn des US-Botschafters Robert Thorn. Wie man sich erinnern wird, lächelte der teuflische Hosenmatz zum Schluß beim Begräbnis der Thorns an der Seite des US-Präsidenten. Wer aber gedacht haben mag, der Präsident habe den Jungen nun im Weißen Haus zu richtig luziferischer Macht großgezogen, der hat sich getäuscht: Inzwischen hat nämlich Jimmy Carter Gerald Ford abgelöst, und wer würde dem glaubensstarken Jimmy schon zutrauen, mit der Welt der Dämonen in Verbindung zu stehen...

Statt dessen wächst Damien im Haus von Thorns Bruder Richard auf, der über einen gigantischen Konzern gebietet. Und da im Verlauf des höllischen Leinwand-Quarks wieder einmal alle, die etwas ahnen, sterben müssen, auch Richard Thorn und seine ganze Familie, steht zu befürchten, daß Damien in den weiteren Fortsetzungen, die uns möglicherweise ins Haus stehen (wovor uns der Himmel oder der Papst oder die muntere Schar der Exorzisten behüten mögen), als Thorn-Erbe über den Konzern seine satanische Macht ausbauen wird. (Man mag dies nicht als Kapitalismuskritik mißverstehen.)

Rolf Giesen

STRASSE DER VERDAMNIS (Damnation Alley)

USA 1977, Regie: Jack Smight. P: Landers-Roberts/Zeitman. B: Alan Sharp/Lukas Heller. K: Harry Stradling jr. M: Jerry Goldsmith. Mikrofotografie: Ken Middleham. Laser-Technik: Mimi Gramatki. Production designer: Preston Ames. D: Jan-Michael Vincent, George Peppard, Dominique Sanda, Paul Winfield, Jackie Earle Haley. Cinemascope. Farbe, 91 Minuten.

Hätte ich einen Preis für den langweiligsten Film des Jahres zu vergeben, DAMNATION ALLEY hätte alle Aussichten, ihn zu bekommen. Von Regisseur Jack Smight hatte ich nach dem

Pappmache-Katastrophenspektakel GIGANTEN AM HIMMEL sowieso nicht viel erwartet, wohl aber von den Drehbuchautoren: Lukas Heller hat mehrere Drehbücher für Robert Aldrich geschrieben und Alan Sharp vor allem Arthur Penns bemerkenswerten Detektivfilm DIE HEISSE SPUR. Allerdings weist die Nennung von zwei Drehbuchautoren meist schon darauf hin, daß da etwas schief gelaufen ist, und der eine zumeist durch den anderen ersetzt worden ist. Auch diejenigen, die der Plakatwerbung vertrauen, und sich aus diesem Grunde den "Katastrophenfilm mit den Supereffekten" ansehen, werden enttäuscht sein. Sie sollten sich an der Kinokasse beschweren. In den USA soll der Film zwar mit einem neuen Tonsystem namens "Sound

360" gelaufen sein, bei uns ist das jedoch nicht der Fall.

Der Film gehört gattungsmäßig in die Kategorie der post-doomsday-Filme: Einige Zeit nach dem großen, vernichtenden Atomschlag machen sich die vier Überlebenden eines unterirdischen Atombombenstützpunktes in Kalifornien mit zwei Amphibienwagen auf den Weg nach Albany, von wo sie Signale empfangen haben. Die aus dem Gleichgewicht gebrachte Erdoberfläche verursacht orkanartige Stürme und bringt Mutationen wie riesige Skorpione und Killerkakerlaken hervor. Letzteren fällt einer der Männer zum Opfer, ein anderer wird getötet, als er während eines Sturmes die Gewalt über das zweite Fahrzeug verliert. In Las Vegas lesen sie eine junge Frau auf, später dann einen Jungen, der sich als große Hilfe erweist, als eine Gruppe von Hinterwäldlern die Frau vergewaltigen will. Nach einer großen Flut erreichen die vier schließlich die grünen Wiesen Albanys, wo sie freudig begrüßt werden.

Eine kleine Gruppe von Überlebenden nach dem Atomschlag – ein potentiell vielversprechendes Thema (man erinnere sich an Richard Lesters *DA-NACH*), das dieser Film allerdings total verschenkt hat. In der gleichnamigen Romanvorlage von Roger Zelazny gab es wenigstens noch die interessante Ausgangsidee vom letzten Rocker Tan-

ner, der zur Erhaltung der Gesellschaft, die er verachtet, aus Abenteuerlust den Vorschlag akzeptiert, als Gegenleistung für eine Begnadigung ein lebensrettendes Serum über die 'STRASSE DER VERDAMNIS' zu transportieren. Der Film dagegen, der handlungsmäßig kaum etwas mit dem Buch zu tun hat, begnügt sich mit einer Art Reiseanthologie, die den vorhandenen Fundus äußerer Bedrohungen (mutierte Insekten, pervertierte Hinterwäldler) ausplündert, statt Spannungen innerhalb der Gruppe herauszuarbeiten. Daß einer der Männer ein Neger ist, daß eine Frau dabei ist, wird nirgendwo ausgeschöpft. Autoritätskonflikte zwischen Tanner und Denton werden am Anfang zwar angedeutet, aber nicht weiter entwickelt; sämtliche Personen bleiben blasse Abziehbilder, vor allem das schauspielerische Können von Dominique Sanda ist total verschwendet. Von der Tricktechnik, die viele handlungsmäßig schwache phantastische Filme aufmöbelt, ist auch nichts Positives zu vermelden: Die riesigen Skorpione sind schlecht einkopiert, und die menschenfressenden Kakerlaken sind zu abgegriffen, um mehr als leichten Grusel hervorzurufen. Der (mittels Laser-Technik) permanent grün-rot eingefärbte Himmel langweilt nach einiger Zeit. Einzig die gigantischen Amphibienwagen hinterlassen bei ihrem ersten Anblick einigen Eindruck, was

auch der gekonnten Kameraarbeit von Harry Stradling jr. zu verdanken ist.

Frank Arnold

KAMPFSTERN GALACTICA (*BATTLESTAR GALACTICA*)

USA 1977 (78). Produktion: Universal/MCA. Verleih: CIC. Produzenten: Glen A. Larson und John Dykstra. Regie: Richard A. Colla. Buch: Glen A. Larson. Kamera: Ben Colman. Musik: Stu Phillips und Glen A. Larson. Produktionsentwürfe: John E. Chilberg. Effekte: John Dykstra. Schnitt: Robert L. Kimble, Reon Ortiz Gil und Larry Strong. Darsteller: Richard Hatch, Dirk Benedict, Lorne Greene, Ray Milland, Lew Ayres, Jane Seymour, Wilfrid Hyde-White, John Colicos, Laurette Spang, John Fink, Terry Carter, Noah Harhaway, Ed Begley. Panavision, Farbe. Sensurround. Laufzeit: 125 Minuten.

Das ist so richtig ein Film für eingefleischte Perry-Rhodan-Fans und all diejenigen, denen dank üppiger Fernsehkost selbst das Lesen der anspruchslosen Pabel-Moewig-Produkte intellektuelle Schwierigkeiten bereitet. Da knallt und kracht es, schneppert und zischt, wirbelt und explodiert. In den USA, so ist zu hören, ursprünglich für Television-Ausstrahlung hergestellt, zeigt sich die bunte Trick-Phantasie nun in einem laut lärmenden Sensurround-Kinokostüm.



Wieder einmal geht es um (galaktischen) Krieg, der in der Eintönigkeit des konventionellen SF-Films scheinbar "ewig" ist; zünftige Schlachten im All lassen das STAR WARS-Vorbild ebenso erkennen wie das Design der majestätischen Raumschiffe, die da von den Jägern der Cylonen, üblen Gesellen, die die menschliche Kultur im Universum "auslöschen" wollen, just in dem Moment angegriffen werden, als Präsident Adar die zwölf Menschenkolonien des Tierkreises zu einer Friedenskonferenz zusammengetrommelt hat, um den bereits tausend Jahre währenden Kampf mit den martialischen Aggressoren zu beenden. Adar bezahlt seine Gutgläubigkeit mit dem Leben, und alle menschliche Zivilisation auf den zwölf Planeten sinkt in Schutt und Asche. (Eine ernste Warnung des markigen John-Wayne-Hollywood an die Pazifisten und SALT-Befürworter.)

Der einzige, der das Unglück hat kommen sehen und der vergeblich gegen einen Frieden mit Typen votierte, denen man, da sie auf einer "niedrigeren Entwicklungsstufe" stehen, natürlich niemals trauen darf, war Commander Adama von der fliegenden Festung Galactica, dem Lorne Greene die männlichen Züge des standhaften Ponderosa-Chefs Ben Cartwright verleiht. Nachdem die Zivilisten und Wirtköpfe versagt haben, ist seine, die Stunde des Militärs gekommen. Er veranlaßt die Überlebenden, "in allem, was sich durch den Weltraum bewegen kann", die Flucht zu einer weit entfernten dreizehnten Schwester-Kolonie namens Erde anzutreten. Und so setzt sich im Gefolge der Galactica ein seltsamer Konvoi durch das Milchstraßensystem in Bewegung: der Exodus zur gelobten Erde – einer "wohlverdienten" Fortsetzung entgegen. (Ganz nebenbei bereiten die Mannen von der Galactica der Cylonen-Bedrohung ein ebenso verdientes Ende.)

In all dem tricktechnischen Getöse hat Produzent und "Autor" Glen A. Larson natürlich auch unsere UFO- und Däniken-Freunde nicht vergessen: "Ich habe 'KAMPFSTERN GALACTICA' absichtlich nicht in einer bestimmten Zeit angesiedelt. Der Exodus in den Weltraum könnte heute genauso gut wie Millionen Jahre später stattfinden. So gesehen, ist es aber auch ebenso möglich, daß außerirdische Wesen schon vor unendlich langer Zeit auf der Erde gelandet sind, daß sie unsere eigentlichen Vorfahren sind. Vielleicht sind so eine ganze Reihe von Mysterien aufzudecken? Gemessen am Entwicklungsstand der damaligen Architektur, konnten die Pyramiden z. B. eigentlich gar nicht gebaut werden. Aber es gibt sie.

Bleibt nur die Frage: wer hatte die Kenntnisse, sie zu bauen? Und wer besaß die Fähigkeit, diese unglaubliche Konstruktion für eine Straße zu ent-

werfen, die auf der Insel Bimini zum Meer führt? Und wie schließlich soll man sich die Tatsache erklären, daß so viele verschiedene Kulturen doch immer wieder die gleichen Märchen und Legenden kennen? Wahrscheinlich gibt es eine ganze Menge Erklärungen dafür. Und die Geschichte von 'KAMPFSTERN GALACTICA' könnte eine davon sein. Zumindest ist es doch ganz reizvoll, die Vergangenheit so aufzurollen..." (1)

Rolf Giesen

(1) Zit. nach der Presse-Information der Cinema International Corporation.

PIRANHAS (*Piranha*)

USA 1978 Regie: Joe Dante P: New World Pictures. B: John Sayles. K: Jamie Anderson. M: Pino Donaggio Exekutiv-Prod: Roger Corman und Chako van Leuwen. D: Heather Menzies, Bradford Dillman, Kevin Mc Carthy, Barbara Steele, Dick Miller, Keenan Wynn, Paul Bartel. Farbe, 94 Minuten.

Auf der Suche nach einem vermißten Paar stößt die Detektivin Maggie, unterstützt von dem zunächst unwilligen Zivilisationsflüchtling Paul, auf ein geheimes Militärprojekt. Während des Vietnam-Krieges züchtete ein Wissenschaftler eine widerstandsfähige Spezies von Piranhas, die auch in kaltem und Salzwasser lebensfähig sind. Sie sollten in den nordvietnamesischen Gewässern ausgesetzt werden. Bevor es dazu kam, war der Krieg zu Ende, und so dämmert das Unternehmen vor sich hin, auf eine Reaktivierung wartend, denn "Kriege gibt es immer wieder", wie eine Wissenschaftlerin später dazu erklärt. Nachdem Maggie Anzeichen dafür gefunden hat, daß die Vermißten in einem Wasserbecken des Versuchsgeländes umgekommen sind, läßt sie das Wasser ablaufen, wodurch die Piranhas in den nahegelegenen Flußlauf gelangen. Ein Wettlauf mit der Zeit beginnt: nachdem drei weitere Menschen (darunter der Wissenschaftler) Opfer der Piranhas wurden, trifft Militär ein, dessen Hauptinteresse es allerdings ist, das Projekt zu vertuschen. Dazu stellt man die beiden Protagonisten unter Arrest, aus dem sie zwar entkommen können, aber nur um gleich darauf in die Hände der Polizei zu fallen, die natürlich gern Erfüllungsgehilfen des Militärs spielt und sie ebenfalls einbuchtet. Wiederum entkommen, können sie doch nicht mehr verhindern, daß die Piranhas Kinder attackieren, die sich in einem Feriencamp am Wasser aufhalten. Die zweite, noch größere Massentattacke des Piranha-Schwarms erfolgt auf die Besucher eines gerade eröffneten Vergnügungsparks. Schließlich gelingt es den beiden Helden, die Fische durch chemische Gifte zu vernichten, doch während die für das Projekt mitverantwortliche Wissenschaftlerin ei-

nem Reporter zynisch erklärt, die Suche nach den Schuldigen werde sofort eingeleitet und so etwas könne sich bestimmt nicht wiederholen, sieht man der letzten Einstellung einen einsamen Angler am Meer stehen, während die typischen Piranha-Geräusche zu hören sind und sich das Bild wie zu Beginn des Vorspanns langsam rot färbt...

Joe Dante, der früher in der PR-Abteilung von Roger Cormans "New World Pictures" tätig war, ist mir noch als Ko-Regisseur des ausgeflippten Streifens HOLLYWOOD BOULEVARD in Erinnerung, der am Gründonnerstag im Dritten Fernsehprogramm zu sehen war. Was bei jenem Film Resultat der Produktionsbedingungen war (er bestand vornehmlich aus Trailern und nicht verwendetem Filmmaterial), hat Dante hier zum Prinzip gemacht: der Einfallsreichtum einzelner Szenen dominiert über den narrativen Kontext. In einer Szene läuft z. B. ein Lurch, der aussieht wie eine Schöpfung von Ray Harryhausen, durch das Laboratorium des Wissenschaftlers, ohne daß dies in einem Zusammenhang mit der Handlung steht. Daneben wären die originellen Methoden zu nennen, die Maggie erfindet, um aus dem Gewahrlosam von Militär und Polizei zu entkommen: zu dem sie bewachenden Soldaten sagt sie, "sehen Sie nur, da oben wackeln zwei Sterne"/sie entblößt ihre Brüste/Paul schlägt den verdutzten Soldaten nieder/die beiden Scheinwerfer des anfahrens Fluchtwagens leuchten auf – das Ganze in einer raschen Montage präsentiert. Vor allem aber wird in Wort und Bild immer wieder auf die Gefahr aus dem Wasser angespielt: so schwört der Junge im Scherz seiner Freundin "blutige Rache", kurz bevor sie Opfer der Piranhas werden. Die optischen Verweise zum Thema reichen von einem 'JAWS' (Originaltitel des WEISSEN HAI) betitelten Spiel, dessen elektronisch reproduzierter Fisch nahtlos an einen realen anschließt, über einen Zeichentrickfilm im Fernsehen, auf den der Schleusenwärter immer wieder schaut, während er gerade im Begriff ist, durch das Öffnen der Schleuse die Piranhas auf die Umgebung loszulassen, bis zu der Tatsache, daß eine Frau am Strand "MOBY DICK" liest. Komische Momente, die die Story zeitweise überlagern, bringen auch Paul Bartel (Regisseur von FRANKENSTEINS TODESRENNEN) als autoritär-dümmlicher Feriencamplereiter und Dick Miller (der Blumensammler aus Cormans LITTLE SHOP OF HORRORS) als geschäftstüchtiger Besitzer des Vergnügungsparks ins Spiel. Doch dann kommen immer wieder die unappetitlichen (wenn auch in Grenzen) Szenen der von Piranhas verstümmelten ins Bild. Bei solchen Sequenzen denke ich immer wehmütig an die vergleichbaren Filme aus den fünfziger Jahren zurück, die Grusel nicht durch das Zeigen des Schreckens, son-

dem vielmehr durch dessen Andeutung, das Spüren der Gefahr, erzeugten. Was die politischen Momente der Story anbelangt, so sollte man sich hüten, sie weitergehend als gesellschaftskritisch zu interpretieren. B-pictures haben sich schon immer darauf verstanden, aktuelle Trends auszubeuten. Nachdem der Vietnamkrieg zu Ende ist, kann man darüber schon mal ein paar Worte verlieren, wobei dieser Film dabei nicht einmal über das hinausgeht, was in früheren Werken (DIE NACHT DER LEBENDEN TOTEN, STANLEY) angedeutet wurde. Manchmal stellt sich schon eine Betroffenheit beim Zuschauer ein, am ehesten bei den zynischen Statements der Wissenschaftler ("ich bin Forscher und sonst nichts", "es gibt Dinge, die wichtiger sind als ein paar Menschenleben"), aber im Grunde sind das nur Konzessionen an das – vorwiegend jugendliche – Publikum, das auch applaudiert, wenn der General schließlich ebenfalls Opfer der Piranhas wird. Auch die Profitgier der Ferienindustrie, die Warnungen vor Gefahren bewußt ignoriert, ist seit dem WEISSEN HAI immer wieder Motiv solcher Filme. Es sei nur noch erwähnt, daß neben den schon oben genannten Darstellern auch Barbara Steele als zynische Wissenschaftlerin und vor allem Kevin Mc Carthy (der Hauptdarsteller aus INVASION

OF THE BODYSNATCHERS, dessen Gesicht immer noch so intensiv wie damals Angst ausdrücken kann) einige gute Szenen haben.

Frank Arnold

COMA (COMA)

USA 1977 (78). Produktion: MGM. Verleih: CIC. Produzent: Martin Erlichman. Regie und Buch: Michael Crichton, nach einem Roman von Robin Cook. Kamera: Victor J. Kemper sowie Gerald Hirschfeld. Musik: Jerry Goldsmith. Produktionsentwürfe: Albert Brenner. Spezialeffekte: Joe Day. Schnitt: David Bretherton.

Darsteller: Genevieve Bujold, Michael Douglas, Richard Widmark, Elizabeth Ashley, Rip Torn, Lois Chiles, Harry Rhodes, Gary Barton, Frank Downing, Richard Doyle.

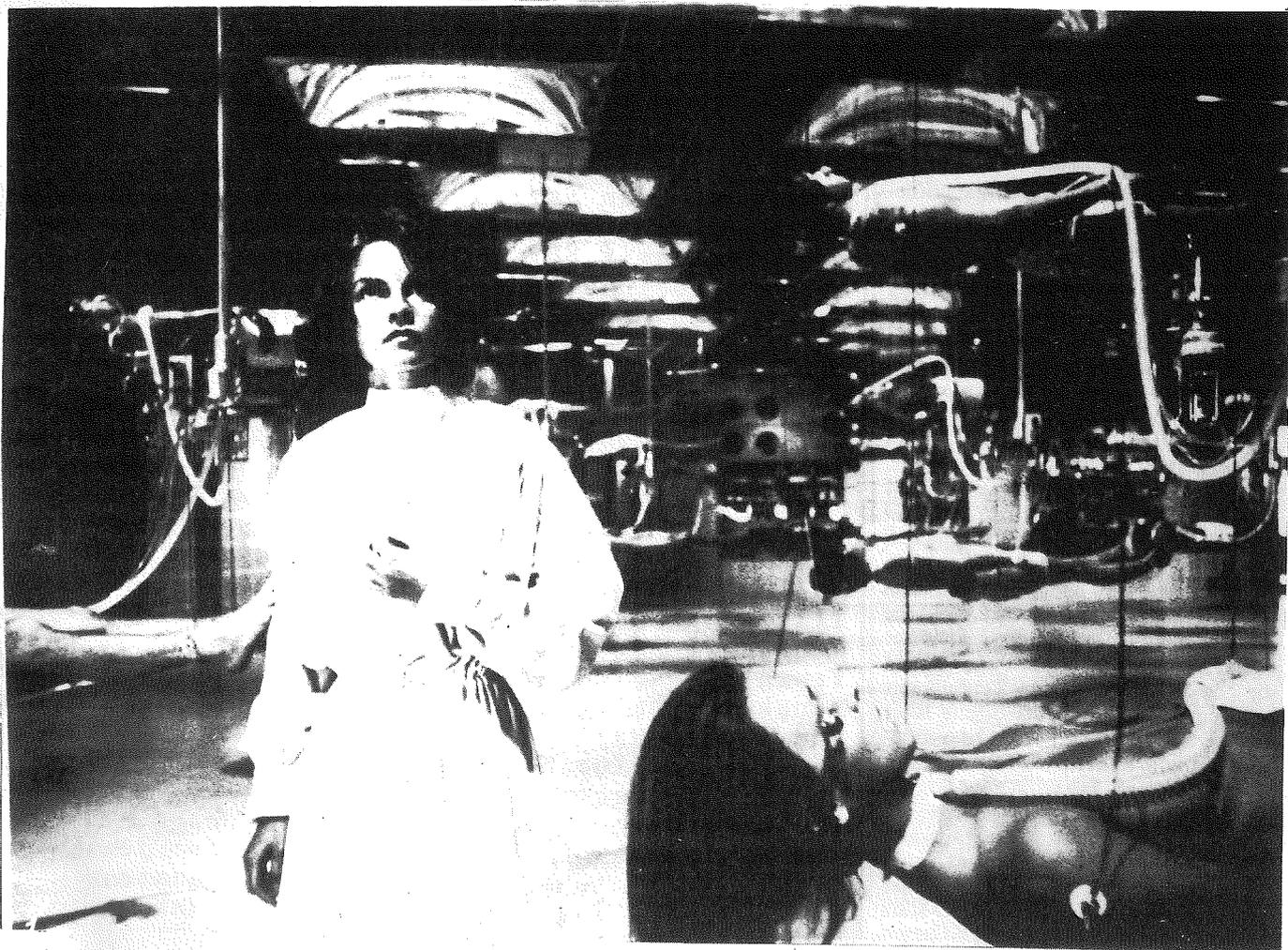
Farbe. Laufzeit: 113 Minuten.

Als ihre kerngesunde Freundin Nancy nach einem Routineeingriff ins Koma verfällt, stellt die Chirurgin Susan Wheeler auf eigene Faust Nachforschungen an und findet heraus, daß ähnlich gelagerte Fälle nicht gerade selten sind in dem riesigen Bostoner Krankenhaus, in dem sie arbeitet, und daß es immer wieder bei Operationen in OP 8 geschah. Eine medizinische Verschwörung am Ende? Jawohl, denn in OP 8 werden Patienten mittels

Kohlenmonoxidzufuhr (statt Sauerstoff) in Dauerkoma versetzt, um dann ins Jefferson Institut geschafft und dort durch Computerkontrolle organisch am Leben gehalten zu werden. Die Unglücklichen dienen als Quellen der Organentnahme, Zuchtböden für einen schwunghaften Schwarzhandel mit Transplantationsorganen, hinter dem kein anderer als Dr. Harris, der Chefarzt des Krankenhauses, steckt, der etwas von der großen sozialen Macht der Krankenhauskomplexe unserer Tage faselt, gegenüber der sich das Individuum unscheinbar ausnimmt. Dank des Einsatzes ihres Kollegen und Geliebten Mark Bellows, der endlich erkennt, daß sie mit ihrer grauisigen Vermutung recht hatte, überlebt Susan einen Eingriff des Irrsinnigen in OP 8.

Wie schon in Sidney Lumets NETWORK tritt die politische Dimension des Stoffes zurück hinter actionreicher Mystifizierung, die SF-Experte Michael Crichton routiniert in Szene gesetzt hat. Crichton, selbst Dr. med., über seine Verfilmung des Bestsellers des Augen-Chirurgen Robin Cook:

"Mein Ziel war es, 'COMA' zu einem Film zu machen, der gewisse Ängste reaktiviert. Urängste. Genau wie 'DER WEISSE HAI' die menschliche Urangst vor den Meerestiefen und seinen Geschöpfen vehement erweckte, so



bringt 'COMA' die angeborene Angst vor dem Krankenhaus ans Tageslicht." (1) Zit. nach der Presse-Information der Cinema International Corporation.

Rolf Giesen

DER TÖDLICHE SCHWARM (THE SWARM)

USA 1977 (78). Produktion: Warner Bros. Verleih: Warner-Columbia. Produzent und Regie: Irwin Allen. Buch: Stirling Silliphant, nach einem Roman von Arthur Herzog. Kamera: Fred J. Koenekamp. Musik: Jerry Goldsmith. Art Direction: Stan Jolley. Fotografische Effekte: L.B. Abbott. Schnitt: Harold F. Kress.

Darsteller: Michael Caine, Katharine Ross, Richard Widmark, Henry Fonda, Olivia de Havilland, Ben Johnson, Fred MacMurray, Richard Chamberlain, Bradford Dillman, Lee Grant, Slim Pickens, Patty Duke Astin, Jose Ferrer. Panavision, Farbe. Laufzeit: 116 Minuten.

Alles Gute kommt von oben, meint ein Sprichwort, das das Kino der "Carter-Ära" bisweilen berücksichtigt hat – man erinnere sich nur, wie gebannt die UFO-Gläubigen in Steven Spielbergs UNHEIMLICHE BEGEGNUNG DER DRITTEN ART zum Himmel starteten, um die Erlösung Amerikas durch Astronautengötter zu erleben. Irwin Allen ist da allerdings anderer Meinung. Der gute Mann ist nun schon seit Jahren auf Katastrophenfilme spezialisiert, hat zuletzt den Kinohit FLAMMENDES INFERNO auf die lodernde Leinwand gebracht, und von ihm stammt auch der bezeichnende Satz: "If I can't blow up the world within the first ten minutes, then the show is a flop."

Auf jeden Fall ein "flop" ist die vorliegende "show" um den Großangriff afrikanischer Killerbienen, die sich anschicken, das gemütliche Frühstücksbild von den emsigen gelbschwarzen Honigsammlern in eine infernalische Horrormovie zu verwandeln, an deren Stachel Armee und Wissenschaft schier verzweifeln – denn der milliardenstarke Schwarm, der da von der Raketenbasis über das Atomkraftwerk bis hin zur Großstadt so gut wie alles angreift, schafft es letztlich doch nicht, die Welt kaputtzumachen, sondern wird geschafft. Per Zufall findet man heraus, daß die Frequenz des akustischen Alarmsignals der lahmgelegten Raketenbasis die Bienen anlockte, weil sie mit den Tönen der Paarungssignale der Insekten identisch ist. So dirigiert man die "widerlichen kleinen Teufel" mit selbigem Sirenton auf offene Meer hinaus auf einen Ölteppich, der filmwirksam von Raketenwerfern in Brand geschossen wird.

Amerika hat die apokalyptische Renaissance der alttestamentarischen Heuschreckenplage bezwungen und der Zuschauer gut zwei Stunden über das Spiel angegrauter Hollywood-Stars gegähnt.

Rolf Giesen

EDITORIAL

Mit Versprechungen, so mögen manche unserer Leser den Eindruck haben, sind die SFT-Mannen fix; wenn's aber um deren Einhaltung geht, ist erst einmal Sendepause. Wenn das Heft, das Sie jetzt in der Hand halten, nicht die spezielle Comic-Nummer ist, die wir Ihnen versprochen haben, so hat das seine Gründe. Und das ist eine lange Geschichte. Ich will versuchen, sie Ihnen hier in geraffter Form widerzugeben:

Zur letzten Frankfurter Buchmesse fand die letzte Sitzung der SFT-Redaktion statt. Das Manuskript für die Comic-Nummer (die Martin Compant fast allein verfaßte) lag vor; einem in-Druck-gehen von SFT 146 stand nichts im Wege. Aber weit gefehlt! Ende Oktober ging das Skript zum Drucker. Er hatte die Anweisung, den Satz bis zum 1. Dezember zu erstellen, damit SFT 146 noch vor Weihnachten 78 erscheinen konnte. Zum Ablieferungstermin für den Satz kamen ca. 50% des Gesamttextes. Weitere 45% kamen nach Silvester. Es fehlten alle Überschriften und Illustrationen. (Man stelle sich vor, wir hätten eine Comic-Nummer ohne Illustrationen herausgebracht! Anmahnungen fruchteten nichts. Der Drucker schwieg. Inzwischen waren die Vorarbeiten für SFT 147 so weit gediehen, daß wir eine weitere Nummer auf Eis liegen hatten. Eine schnell anberaumte Konferenz beschloß,

diese anderswo in Satz zu geben und der anderen Nummer vorzuziehen. Der neue Satzhersteller lieferte nicht nur prompt, sondern auch in nie gekannter Qualität. SFT 147 wurde so zu SFT 146, zu der Ausgabe, die Sie jetzt in den Händen halten. Wann die Comic-Nummer erscheinen wird, steht immer noch in den Sternen: Zwar liegt inzwischen das Textmaterial komplett vor, nicht aber die Illustrationen...(Stöhn!).

Noch ein Wort zum Inhalt dieser Ausgabe enthaltenen Interview mit dem amerikanischen SF-Autor Philip K. Dick: Aufmerksame Leser werden feststellen, daß sie diesen Text in Auszügen bereits in dem professionellen SF-Magazin '2001' (oder 'Nova') gelesen haben. Es wurde von Werner Fuchs und Uwe Anton geführt und die Transkription von Letzterem angefertigt. Die Publikation des Interviews in '2001' wurde ohne das Wissen und die Zustimmung von W. Fuchs vorgenommen und ist allein von seinem Co-Autor zu verantworten.

Wir glauben aber trotzdem, daß es legitim ist, unseren Lesern das Interview in SFT noch einmal vorzulegen: Der Abdruck in '2001' umfaßte nur etwa 50% der Originalfassung; zudem hat das Gespräch in einer viel herzlicheren und kollegialeren Form stattgefunden, als das '2001'-Interview wiedergeben konnte. Ronald M. Hahn

FLOHMARKT

DIETER MOMBERGER
Wilkhausstraße 130
5600 Wuppertal 2
verkauft:

Mehrere tausend Comic-
Hefte (haupts. aus dem
Lehning-Verlag), aber
auch jede Menge andere
sowie Billy Jenkins
und Raritäten aus den
frühen fünfziger Jah-
ren (El Coyote, Das
Zelt u.v.a.). Wer In-
teresse hat, soll
seine Suchliste schik-
ken!

PHALANX - LESEBUCH DER
PHANTASTIK

Seit 1976 der Story-,
Lyrik- und Grafik-Tip
für alle Freunde von
ästhetischen Spezial-
itäten. Bezug & Kontakt
M. Borchard
Binzengrün 9
7800 Freiburg
PHANALNX -
einfach phantastisch!

RONALD M. HAHN
Werth 62
5600 Wuppertal 2
sucht:

Materialien zum Film
der vierziger und
fünfziger Jahre (USA,
GB, Deutschland):
Programmhefte, Presse-
hefte, Werbematerial,
Fotos und Postkarten,
die die TOUGH GUYS von
Hollywood zeigen: Lan-
caster, Mitchum, Tay-
lor, Wayne, Widmark
etc. zeigen. Auch Lite-
ratur, Kataloge und
Nachschlagewerke...

MEDIA - der Filmshop,
auf den Sie schon seit
langem gewartet haben!
Wir haben alles, was

das Sammlerherz be-
gehrt und sind bekannt
für unsere kulanten

Preise:

Filmprogramme
Filmliteratur
Aushangfotos
Werbematerial
Fachblätter
Plakate

All das können Sie bei
uns kriegen!

MEDIA

Udo Hösterey
Marienstraße 23
5600 Wuppertal 1

LUITWIN HOFFMANN

Mozartstraße 19, 3203
Sarstedt, sucht:
Quarber Merkur 14-18,
22, Calvino: Kosmo-
komische Geschichten
Jarry: Heldentaten und
Lehren des Dr. Faust-
roll, Ray: Malpertuis
(Insel/n. gut erhalt.)
Capek: RUR (deutsch).

KLAUS OETZMANN, Anne-
Frank-Str. 20, 4800
Bielefeld 14 verkauft:
1200 SF-, Fantasy-,
Horror- und Comics-
Hefte/TBs aller Serien
auch Raritäten
wie Utopia-Magazin,
Galax(is) (y), Terra,
Vorkriegsbücher u.v.a.
Verkaufsliste gratis!

JOACHIM KÖRBER

Rudolf-Diesel-Str. 5
7515 Linkenheim sucht
Bibliothek des Hauses
Usher, TBs von Heyne,
Fischer, Goldmann, Pa-
bel, Uzu, Terra, SFT:
1-75, 78, 79, 81-84,
90, 91, 97-99, 101-107
112, 113, 129, 130,
Quarber Merkur 1-31,
alte Ausgaben von Laß-
witz, Scheerbarth und
Ewers, Scheerbarth-



Sonderdruck,
TG-Katalog der phant.
Literatur, The SF-
Book (Rottensteiner),
Planet 3-8, Heyne-An-
thos 8, 11, 23,
alle Exemplare der Ed
Antares. Informatio-
nen über SF-Reihen
nach 1945.

ERWIN MANZ, Nürtinger
Str. 30, 7024 Filder-
stadt 1, verkauft: ca.
1000 Hefte und Ta-
schenbücher: Terra,
T-SB, TTB, Uzu, Utopia
GB, Heyne, Bastei.
Liste gegen Rückporto.

JÜRGEN NOWAK, Hansastr.
55, 4100 Duisburg 1,
Telefon 0203/331184
verkauft gegen Höchst-
gebot:

Oneshots des dt.
Fanzeichners M. Kwiat:
Plehboi (1961), Babbit
(1962), Fanny Hill
(1965), Kot D'Azur Nr.
1/I-12/III (1963-65)
komplett - das einzige
regelmäßige Fanzine
des IQ-Potenzlers Rolf
Gindorf; die sagenhaf-
ten Porno-Sonderdrucke
aus frühen Fantagen:
ASPASIA und AUF HOHER
SEE (selten), ATÖMCHEN

Fortsetzung Seite 14

EIN PHANTASTISCHER ALPTRAUM

GESICHTE DES ATHANASIUS PERNATH



Ein Zyklus in Bildern von Helmut Wenske

Herausgegeben und eingeleitet von Rüdiger Maria Kampmann
60 Seiten (20 x 18 cm) mit farbigen Reproduktionen der Bilder
Leinenband mit eingepprägtem Titel und farbigem Schutzumschlag
dazu 1 Serigraphie (handsigniert), zusammen nur DM 29,80

Lieferung per Nachnahme zuzüglich Porto und Verpackungskosten von der
Edition der Phantasten · Postfach 705 · 6450 Hanau 1